

# Leseprobe

Aldemakros

Das Ende der Zukunft

Band 2:

Die Offenbarung



## Kapitel 9: Kairo

*Kairo, Anfangs Dezember 2027*

Für die Weiterfahrt nach Alexandria brauchte die Ferretti-Yacht noch weitere zwei Tage. Es gab jeweils kurze Zwischenstopps auf Malta und Kreta. Als sie am frühen Nachmittag in Alexandria ankamen, verliessen sie über einen Steg die Yacht. Philippe und Lavoisier stiegen in ein bereits wartendes Auto ein, einen neueren schwarzen Mercedes mit Diplomatenkennzeichen.

»Philippe muss wirklich gute Verbindungen haben«, dachte Lavoisier.

Der Fahrer brachte sie problemlos durch die Zollkontrollen, so, wie es Philippe versprochen hatte. Philippe liess den Fahrer noch etwa zwanzig Minuten weiterfahren, bis er ihn aufforderte, bei der nächsten Kreuzung rechts abzubiegen und auf einem kleinen Parkplatz anzuhalten. Philipp und Lavoisier stiegen aus dem Wagen und verabschiedeten sich mit einer herzlichen Umarmung.

»Ruf mich an, wenn du Unterstützung brauchst. Ich werde noch bis Ende Jahr in der Region bleiben«, erklärte Philippe.

»Da kommt auch schon dein Jeep«, sagte er und half Lavoisier das wenige Gepäck einzuladen. Danach stieg Lavoisier ein.

»Ich danke dir für alles und würde mich über ein Wiedersehen freuen«, sagte Lavoisier zum Abschied, während Philipp wieder in den schwarzen Mercedes einstieg. Philipp öffnete das Fenster, nickte ihm zu und sagte:

»Das will ich doch schwer hoffen!« und gab dem Fahrer ein Zeichen, dass er wieder zum Hafen fahren sollte.

»Wohin Sie gefahren werden möchten?«, fragte der Fahrer des Jeeps, wobei sein Englisch einen sehr starken arabischen Akzent aufwies. Lavoisier spürte gleich, dass er nicht von europäischen Kunden angetan war.

»Fahren Sie nach Kairo zum Nil-Ritz-Carlton-Hotel«, antwortete Lavoisier in arabischer Sprache, wobei der Kairoer Dialekt deutlich herauszuhören war. Augenblicklich verschwand der mürrische Gesichtsausdruck des Fahrers, und ein Lächeln huschte für einen Moment über sein Gesicht, dann liess er sich wieder nichts anmerken. Sie unterhielten sich in Arabisch über das aktuelle Geschehen in Kairo, über die Hitze des vergangenen Sommers und über die neuesten Fussballresultate. Es stellte sich heraus, dass beide Anhänger des Zamalek Sporting Clubs waren, eines ewigen Rivalen des Fussballkrösus al

Ahly Kairo. Beide trugen ihre Spiele im heimischen Cairo International Stadium aus, und die Derbys zwischen den beiden Mannschaften waren oftmals mehr als nur emotionsgeladen.

Er war einmal mit ihr an einem Fussballspiel. Er war damals sichtlich überrascht, mit welchem Herzblut sie den Club anfeuerte. Man hätte meinen können, es gehe um Leben und Tod. Bei diesem Gedanken kamen ihm die Worte der englischen Fussballlegende Matt Busby in den Sinn, der einmal gesagt hatte: »Einige Leute halten Fussball für eine Frage von Leben und Tod. Ich bin von dieser Einstellung sehr enttäuscht. Ich versichere ihnen, dass es viel wichtiger als das ist.«

Es tat Lavoisier gut, wieder seine zweite Heimat zu besuchen, da er schon längere Zeit nicht mehr in Ägypten war.

Während der nächsten zweieinhalb Stunden fuhren sie auf der Kairo-Alexandria Dessert Road, bogen anschliessend auf den 26th of July Corridor ein, bis sie auf die Nil-Insel Gezira gelangten. Sie folgten der El Gabalay Street dem linken Nilufer entlang südwärts und überquerten die Kasr al Nilbrücke. Fünf Minuten später parkte der Fahrer auf dem Gästeparkplatz vor dem Haupteingang des Nil-Ritz-Carlton-Hotels, das direkt am Nil lag. Lavoisier stieg aus dem Jeep, nahm sein Gepäck aus dem Wagen und wollte wissen, was er dem Fahrer noch schuldig sei.

»Sie schulden mir nichts. Alles wurde bereits im Voraus bezahlt«, erklärte der Fahrer.

»Lavoisier zog dennoch ein paar Dollarnoten hervor und überreichte sie ihm.

»Vielen Dank, möge Allah Sie beschützen«, sagte der Fahrer und überreichte ihm noch seine Geschäftskarte.

»Man kann nie wissen. Vielleicht benötigen Sie meine Dienste noch. Ich bin Tag und Nacht erreichbar.«

Lavoisier nickte, steckte die Karte ein und verabschiedete sich vom Fahrer, der über den unerwarteten Zustand von Lavoisier sichtlich hoch erfreut war. Lavoisier wartete, bis der Fahrer ausser Sichtweite war, und rief eines der zahlreichen Taxis herbei, die vor dem Nil-Ritz-Carlton-Hotel auf Kundschaft warteten. Er stieg ein und gab dem Chauffeur eine Adresse an der Al-Manyal-Museum-Strasse auf der Nil-Insel Roda bekannt. Obwohl sein Ziel nicht sehr weit vom Nil-Ritz-Carlton-Hotel entfernt war, dauerte die Fahrt mehr als eine halbe Stunde. Als sie ankamen, bezahlte Lavoisier den im Voraus

ausgehandelten Preis und stieg mit dem Gepäck aus dem Wagen. Er entschied sich, noch ein wenig den östlichen Nil-Arm zu bewundern. Er konnte die Feuchte des Nils einatmen, und es tat ihm sichtlich in der Seele gut, wenn auch nur für wenige Momente, denn die schmerzhaften Erinnerungen kamen augenblicklich zurück. Er verweilte nur kurz am Nilufer, drehte sich um und überquerte die Strasse. Er ging zielstrebig zu einem Apartmenthaus, öffnete mit einem Schlüssel die Haupttüre, begrüßte den in seinem kleinen Büro sitzenden Hauswart und stieg die Treppe in den obersten Stock hoch. Lavoisier nahm einen weiteren Schlüssel hervor und versuchte die Türe des Appartements zu öffnen. Erstaunt stellte er fest, dass sie offen war, und trat ein.

»Auch schon da?«, hörte er eine vertraute Stimme sagen.

»Was heisst hier auch schon?«, antwortete Lavoisier und umarmte zur Begrüssung Nabil, der sichtlich erleichtert war, ihn zu sehen.

»Wann bist du angekommen?«, fragte er Nabil.

»Gestern Morgen. Ich hatte das Vergnügen mit einem Privatjet herzufliegen.«

»Und wie kommst du zu einem Privatjet?«, fragte er Nabil, und seine Stimme klang etwas eifersüchtig. Nabil zögerte ein wenig mit der Antwort.

»Glaubt ihr eigentlich, dass ihr den ganzen Spass alleine haben könnt?«, sagte nun Sanders, der aus dem Wohnzimmer laut lachend zu ihnen in den Eingangsbereich trat.

»Ihr seid mir zwei. Euch kann ich schon keinen Augenblick alleine lassen«, zog nun Lavoisier Nabil und Sanders auf.

»Aber ich bin froh, dass ihr hier seid«, sagte Lavoisier und sprach weiter:

»Willkommen in meinem bescheidenen Appartement.«

Mittlerweile war es Nacht geworden, und auch in Kairo machten sich die winterlichen Temperaturen bemerkbar, obwohl es in der Nacht kaum kälter als zehn Grad wurde. Vor allem die vom Nil aufsteigende feuchte Luft sorgte für unangenehme Frische.

»Habt ihr schon gegessen?«, fragte Lavoisier.

»Noch nicht«, antwortete Nabil, und sie entschieden sich, ein paar Falafel und als Dessert Muhallabia, einen süssen Reispudding, zu bestellen. Keine zwanzig Minuten später wurde das Essen durch einen Lieferservice gebracht. Nabil breitete eine Karte Ägyptens auf dem Esstisch aus, wobei er darauf achtete, dass keine Essensreste darauf fielen. Er verzichtete auf Google Earth, denn er wollte die Sache auf die traditionelle Weise erklären.

»Hier ist unser Standort«, sagte Nabil und zeigte mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf Kairo. »Wir müssen in die Oase Siwa, und zwar so, dass niemand einen Verdacht schöpft«, wobei er mit dem Zeigefinger der anderen Hand auf die Oase Siwa zeigte, die im Westen Ägyptens nahe der Libyschen Grenze lag.

»Welche Route nehmen wir?«, fragte Lavoisier.

»Die an der Küste nach el Alamein, dann auf der International Coastal Road nach Marsa Matruh und schliesslich südwärts auf der einzigen Strasse zur Oase Siwa«, erklärte Nabil, wobei er jeweils den genannten Ort auf der Karte mit dem Zeigefinger der rechten Hand antippte und dann über die Karte zum nächsten Ort gleiten liess. Die Geste erinnerte Lavoisier an einen antiken Heerführer, der seinen Generälen den eigenen Schlachtplan erklären wollte.

»Gut, dann fahren wir morgen früh los, wenn das für alle in Ordnung ist«, sagte Lavoisier.

»Marcel, wir beide fahren morgen an einen anderen Ort. Und du kennst ihn. Wir werden übermorgen, am 9. Dezember, fahren. Am Freitag wird es nicht so viel Verkehr haben«, sagte Nabil.

Sanders nickte, denn er wusste, was Nabil damit gemeint hatte. Nabil hatte ihm auf dem Flug nach Kairo das Drama von damals erzählt, und er hatte ihm empfohlen, mit Lavoisier die damalige Stätte aufzusuchen. Auch war ihm klar, dass der Freitag bei den Moslems dem Sonntag der Christen entsprach und deshalb nicht mit allzu grossem Arbeitsverkehr zu rechnen war.

»Wir können auch noch später dorthin fahren, wenn wir wieder zurück sind, wenn es unbedingt sein muss«, antwortete Lavoisier.

»Marcel, ich denke, es muss morgen sein. Du findest sonst keine Ruhe. Es muss irgendwann ein Ende haben«, erklärte Nabil.

»Es wird nie ein Ende haben. Die Bilder werden immer präsent sein, die Alpträume nie enden. Sie sind unauslöschbar in meine Seele eingebrannt. Ich werde mir nie verzeihen«, sagte Lavoisier, und seine Stimme zitterte leicht.

»Ich will sowieso morgen der Moschee des Sultan Hasan einen Besuch abstatten«, sagte Sanders und lenkte das Thema geschickt in andere Bahnen.

»Ich habe eine Theorie, warum es beim Versuch, das Wurmloch zu öffnen, konzentrisch leuchtete, als ob es einen silbernen Strahlenkranz hätte.«

»Und die wäre?«, fragte Lavoisier, der sich wieder gefasst hatte und sichtlich dankbar war, dass ein anderes Thema angeschnitten wurde.



»Die Sultan-Hasan-Moschee wurde um die Mitte des 14. Jahrhunderts gebaut. Sie galt zu jener Zeit als die grösste Moschee der Welt. Ihr Erbauer war Sultan Al-Nasir Al-Hasan, der Ägypten zweimal als Sultan regierte. Wegen seiner Gelehrsamkeit war Hasan bekannt und zumindest in den Anfängen seiner Herrschaft hoch geachtet. Seine Bildung eignete er sich an, als er die Zeit zwischen seinen beiden Regierungsperioden im Gefängnis verbrachte«, erklärte Sanders.

»Und was ist so speziell an der Sultan-Hasan-Moschee, weswegen du eine eigene Theorie entwickelt hast?«, fragte Nabil, der sich jetzt auch für das Thema interessierte.

»Eigentlich hat es nicht so viel mit der Moschee als solcher, sondern mehr mit dem verwendeten Silber zu tun, das für die Verzierung der Kuppel diente.«

Nabil und Lavoisier schauten sich verduzt an und verstanden so viel wie gar nichts.

»Was hat das verwendete Silber mit dem Wurmloch zu tun?«, fragte Lavoisier.

»Es ist nur so eine Theorie von mir«, erklärte Sanders.

»Und die wäre?«, drängte ihn nun Lavoisier, der auf bestem Wege war, den morgigen Tag zu verdrängen.

»Vor Jahren hatte mir jemand eine alte Schrift zugespielt. Darin wurde beschrieben, dass ein Teil des Silbers der Sultan-Hasan-Moschee nicht einfach gewöhnliches Silber war, sondern von einem anderen Bauwerk stammte«, erklärte Sanders.

»Das war früher nicht ganz unüblich. Wurde ein Gebäude nicht mehr gebraucht, so verwendete man nach Lust und Laune Teile davon für einen Neu- oder Umbau«, meinte Lavoisier.

»Ja, wie beim Kolosseum in Rom, das jahrelang als Steinbruch verwendet wurde«, ergänzte Sanders.

»Ich habe mich gefragt, warum es einen Strahlenkranz über der Sultan-Hasan-Moschee gab, als jemand versuchte, das Wurmloch zu öffnen«, fuhr Sanders fort. »Sie ist ja erst etwas mehr als 750 Jahre alt.«

»Und was hat das Silber damit zu tun?«, fragte nun Nabil.

»Ich vermute, dass das Silber einen Strahlenkranz erzeugte, weil es ursprünglich eine andere Funktion hatte und an einem anderen Ort verwendet worden war«, sprach Sanders weiter.

»Und um welches geheimnisvolle Gebäude handelt es sich?«, fragte Nabil. Lavoisier dachte einen Moment lang nach und begann dann zu nicken. Nabil sah ihn dabei verständnislos an und fragte etwas ungeduldig:

»Will mir nun jemand verraten, worum es hier eigentlich geht?« Lavoisier zeichnete mit seinen Finger ein geometrisches Objekt in die Luft, das oben eine Spitze hatte und auf der Unterseite eine quadratische Fläche zu haben schien.

»Die Cheops-Pyramide von Gizeh«, sagte Sanders. Als Lavoisier den Namen Gizeh hörte, holte ihn die Vergangenheit unmittelbar ein. Er setzte sich und fühlte sich für einen Augenblick sehr schlecht. Die Erinnerung war mit grosser Heftigkeit zurückgekommen und traf ihn wie ein Faustschlag. Je näher er dem Ort war, desto stärker reagierte er darauf.

»Marcel, wir müssen morgen nach Gizeh, es muss wirklich ein Ende haben. Du zerstörst dich nur selber, und je länger du wartest, desto schlimmer wird es«, sagte Nabil.

Lavoisier nickte und man sah, dass er ein paar Tränen unterdrücken musste.

»Ja, die Cheops-Pyramide«, nahm nun Sanders wieder das Gespräch auf. »Es gibt sehr frühe Aufzeichnungen, die beschreiben, dass die Cheops-Pyramide ursprünglich nicht nur eine Kalkummantelung, sondern auch eine dünne Silberbeschichtung hatte. Auch gibt es Meinungen, die besagen, dass alle drei Pyramiden im Wasser standen. Wozu die Silberbeschichtung und das Wasser gut sein sollten, weiss niemand genau.«

»Aber du hast eine Theorie?«, fragte Lavoisier Sanders.

»Ja, aber ich bin mir noch nicht sicher, ob sie zutrifft.«

»Und die wäre?«, hakte Nabil nach.

»Ein Teil des Silbers der Sultan-Hasan-Moschee stammt von der Cheops Pyramide. Ich denke, dass eigentlich die Pyramiden einen Strahlenkranz hätte haben sollen und nicht die Sultan-Hasan-Moschee. Ich vermute deshalb, dass in vergangenen Zeiten die Erzeugung eines Wurmlochs irgendetwas mit den Pyramiden zu tun haben musste. Wenn sie tatsächlich mit Silber ummantelt waren, dann wären sie bestens als Stromabnehmer geeignet gewesen. Silber hat die höchste elektrische Leitfähigkeit aller Elemente und die grösste thermische Leitfähigkeit aller Metalle. Wir wissen, dass das Erzeugen eines Wurmlochs riesige Mengen an Energie verschlingt. Vielleicht waren die Pyramiden ein Teil einer riesigen Energieerzeugungsanlage. Den obersten Stein, der auch Schlussstein genannt wird, nennt man Pyramidion, weil er wie eine kleine Pyramide aussieht. Man hat bis heute wenige dieser Pyramidia gefunden. Einige

bestanden aus Granit oder Diorit und waren angeblich mit Elektron, also einer Gold-Silber-Legierung, überzogen und strahlten daher im Sonnenlicht. Die Ägypter nannten sie auch »benbenet.« Eine Theorie geht jedoch davon aus, dass das Pyramidion der Cheops-Pyramide aus einem grossen Eisenmeteoriten bestand, der sogar mit Gold überzogen war. Es wäre bestens als Stromabnehmer geeignet gewesen«, schloss Sanders seine Ausführungen.

»Du denkst, dass die Pyramiden von Gizeh in Tat und Wahrheit eine riesige Maschine zur Energiegewinnung waren? So wie die Anlage in der Wüste Nevada?«, fragte Nabil.

»Ja, das könnte ich mir gut vorstellen.«

»Interessant«, meinte Lavoisier. »Und kannst du deine Theorie beweisen?«

»Ich arbeite daran, aber ich musste ja für euch zuerst den Entzifferer spielen«, sagte Sanders in einem aufmunternden Ton und musste dabei lachen.

»Vielleicht werden wir diese Theorie später, sofern es ein später gibt, beweisen können«, antwortete Lavoisier, der wieder etwas gefasster wirkte.

»Ich denke, dass ich zumindest morgen beweisen werde, dass das Silber in der Sultan-Hasan-Moschee das exakt gleiche Silber ist, das bei der Ummantelung der Cheops-Pyramide verwendet wurde«, erklärte Sanders.

»Und wie willst du das beweisen?«, fragte Lavoisier.

Sanders nahm seine Reisetasche hervor, wühlte kurz darin und nahm eine Nikon-Fotokamera heraus.

»Mit Fotografieren kommst du nicht viel weiter«, meinte Lavoisier und bereute bereits seine Aussage, denn ihm war bewusst, dass Sanders ihnen wohl nicht nur eine Fotokamera zeigen wollte.

»Wer sagt denn, dass das nur eine Fotokamera ist?« sagte Sanders und lächelte sie an.

»Schaut mal her. Ich zeige euch, was dieses Meisterwerk der Technik alles kann. Marcel, kannst du deinen goldenen Ring, der an deiner rechten Hand steckt, auf den Tisch legen?«, fragte Sanders, und Lavoisier folgte mit grossem Interesse den Anweisungen.

»Gut, nun passt mal einen Augenblick lang auf.« Sanders nahm seine Fotokamera, und es schien, als ob er den Ring fotografieren wollte. Lavoisier und Nabil zuckten mit den Schultern und wurden aus dem ganzen Fotografieren nicht schlau.

»Willst du wissen, woraus dein Ring besteht?«, fragte Sanders.

»Das weiss ich schon. Aus purem Gold«, antwortete Lavoisier.



»Nein, da irrst du dich«, antwortete Sanders.

Sanders legte seine Fotokamera auf den Tisch und bat Lavoisier und Nabil, in das Display zu schauen. Sie erkannten eine Liste mit vielen Zahlen und Bezeichnungen von Elementen.

»Dein Ring besteht aus 99,914% Gold, aus 0,061% Silber, aus 0,0097% Palladium, aus 0,0124% Platin, aus 0,00091% Iridium und aus 0,00199% Rhodium«, erklärte Sanders.

»Und das sagt uns deine Nikon-Fotokamera?«, fragte Lavoisier.

»Sagen wir es so«, erklärte Sanders schmunzelnd, »das sagt uns die Nikon, aber nicht die darin enthaltene Fotokamera.

»Im Klartext?«, fragte Nabil.

»Diese Nikon ist nicht nur eine ausgezeichnete 50-Megapixel-Kamera, die beste Qualität für Bilder und Videos liefert. Sie ist zugleich ein Röntgenfluoreszenzspektrometer«, sagte Sanders.

»Und wie funktioniert das Ding?«, fragte Nabil.

»Einfach gesagt, tastet sie mit Röntgenstrahlen das zu untersuchende Material ab. In unserem Fall kann sie nur Metalle analysieren und auf acht Kommastellen genau bestimmen. Dabei entsteht kein Materialverlust, wie bei anderen Spektrometern, bei denen ich eine entsprechende Materialprobe benötige. Die Messmethode ist äusserst präzise«, erklärte Sanders.

»Und du hast bereits eine Silberprobe der Cheops-Pyramide?«, fragte Lavoisier, dem schnell klar war, was Sanders beabsichtigte.

»Fast. Ich habe eine von der Chephren-Pyramide, die neben der Cheops-Pyramide steht.«

»Und wie bist du an sie gelangt?«, wollte Lavoisier wissen.

»Vor ein paar Jahren ergab sich die Möglichkeit, dass mir jemand eine Silberprobe der Chephren-Pyramide besorgen konnte.«

»Wie war das denn möglich? Du kannst ja nicht einfach auf die Chephren-Pyramide hochklettern und etwas Silber, das vielleicht noch auf einer der restlichen Kalkplatten liegt, abkratzen und stehlen«, meinte Lavoisier.

»Da gebe ich dir Recht. Hinaufklettern war keine Option«, hielt sich Sanders bedeckt.

»Natürlich«, sagte nun Nabil. »Ich erinnere mich an einen bis heute ungeklärten Fall. Vor einigen Jahren hätte er fast für eine diplomatische Krise zwischen Ägypten und den USA geführt. Aber auf wundersame Weise löste sich alles in Minne auf. Niemand wusste genau, was passiert war, ausser, dass ein grosser

Hubschrauber mitten in der Nacht über die in völliger Dunkelheit gehüllten Pyramiden flog, kurz über der Chephren-Pyramide schwebte und sich dann aus dem Staub machte. Einige Beobachter behaupteten, dass es sich um einen US-amerikanischen Hubschrauber gehandelt haben soll. Sie wollten ihn am Motorengeräusch erkannt haben. Die Sache wurde nie aufgeklärt.«

Sanders nickte nur, als handelte sich um eine ganz alltägliche Angelegenheit.

»Dahinter hast du gesteckt?«, fragte nun Lavoisier.

»Soll ich jetzt ein schlechtes Gewissen haben? Zum Wohle der Wissenschaft wurden schon schlimmere Dinge getan. Denkt an das Leichensezieren von da Vinci«, antwortete Sanders, der sich insgeheim diebisch über den damaligen Coup freute.

»Ich hatte damals die Möglichkeit, ein privates Sonderkommando zu beauftragen, das mit einem Hubschrauber kurz über die Chephren-Pyramide flog, für 45 Sekunden darüber schwebte, vier Männer abseilte, die jeweils eine Silberprobe abkratzten, diese danach wieder hochzog und schliesslich zu ihrem Stützpunkt zurückflog«, erklärte Sanders.

»Habt ihr Silber gefunden?«, fragte Nabil.

»Ja, drei der vier Männer waren erfolgreich. Wir haben geringe Spuren von einer dünnen Silberbeschichtung gefunden. Das unglaubliche jedoch war der Feingehalt dieses Silbers«, sagte Sanders.

»Wie gross war denn der Silberanteil?«, fragte Lavoisier.

»Wir erwarteten einen Feingehalt von höchstens 850 bis 900. Wenn man bedenkt, dass das Sterlingsilber der britischen Währung einen Feingehalt von 925 hat, wären 900 schon sensationell gewesen. Aber die Messungen ergaben einfach Unglaubliches. Der Feingehalt lag bei 998 Tausendstel, also 99,8%! So reines Silber gibt es auch heute so gut wie nie. Die restlichen 0,2% bestanden aus reinem Gold«, sagte Sanders.

»Du erhoffst dir also, dass deine morgigen Messungen in der Sultan-Hasan-Moschee die gleichen Ergebnisse zu Tage fördern?«, fragte Nabil und es tönte mehr nach einer Feststellung.

»Nicht mehr und nicht weniger erhoffe ich in Erfahrung zu bringen«, antwortete Sanders.

»Wenn sie übereinstimmen, wäre das eine Sensation« attestierte Nabil Sanders.

»Nicht nur das. Wir wüssten dann auch, dass die Pyramiden eine Rolle in der ganzen Wurmlochangelegenheit spielen und in der Vergangenheit vermutlich gespielt hatten«, fuhr Sanders fort.

Noch wussten sie nicht, dass die Messungen am nächsten Tag exakt das von Sanders vermutete Resultat bringen würden. Auch erfuhren sie erst später, wie nahe sie, was die Pyramiden anbelangte, der Wahrheit gekommen waren.

»Ich werde nun schlafen gehen. Morgen steht für uns viel auf dem Spiel, und es wird ein anstrengender Tag werden«, sagte Nabil und faltete die Landkarte zusammen. Sanders und Lavoisier nickten zustimmend, und alle zogen sich in ihre Zimmer zurück, wo nach einer kurzen Zeit alle Lichter gelöscht wurden. In dieser Nacht wurde Lavoisier von seinen schlimmsten Alpträumen heimgesucht. Zwischendurch schrie er schmerzvoll auf, ohne dabei zu erwachen. Er warf im Halbschlaf das Bettlaken nach irgendeinem Quälgeist und redete wirres Zeug. Er drehte sich schweissgebadet von einer Seite zur anderen und warf seinen Kopf zeitweise hin und her, als sei er von einem Dämon besessen. Nabil trat in sein Zimmer, setzte sich auf einen Stuhl neben seinem Bett und legte Lavoisier seine warme Hand auf die Schulter, was diesen augenblicklich zu beruhigen schien. Er begann ruhiger zu atmen, und als Nabil ihn mit dem weggeworfenen Bettlaken zudeckte, hörten auch seine wirren Zuckungen auf.

»Schlaf gut, mein Freund, es muss ein Ende haben. Morgen soll der Tag deines inneren Friedens sein«, dachte Nabil, stand auf und verliess leise das Zimmer. Auf der Türschwelle drehte er sich nochmals um und hörte Lavoisier stammeln: »Warum Aischa?«, bevor endlich ein friedvollerer Traum für den Rest der Nacht zu seiner Wirklichkeit wurde.

## Kapitel 10: Aischa

*Kairo, Gizeh 8. Dezember 2027*

Als Lavoisier am Morgen sein Zimmer verliess, um sich im Badezimmer frisch zu machen, waren Nabil und Sanders schon am Fachsimpeln. Auch besprachen sie, wo sie sich am Nachmittag treffen wollten. Sanders beabsichtigte, die Moschee des Sultan Hasan zu besuchen, damit er Silberproben nehmen konnte. Er kontrollierte den Akkustand seiner Spezialkamera und stellte fest, dass die Nikon einsatzbereit war. Nabil machte sich Gedanken über den heutigen Morgen und wie Lavoisier wohl nach dieser Nacht das Kommende verkraften würde. Wenigstens schien die Sonne, und durch einen leichten Dunstschleier konnte man den darüber liegenden blauen Himmel erahnen. Es war kurz nach neun, und die Temperatur fühlte sich angenehm an. Lavoisier trat nun zu den anderen, und man sah ihm an, dass er schlecht geschlafen hatte, jedoch liess er sich nichts anmerken. Alle setzten sich nun an den Esstisch, wo bereits das Frühstück und reichlich Kaffee und Schwarztee auf sie wartete, das Sanders bereitgestellt hatte. Sie redeten über die kommende Tage und Wochen und ob sie wohl rechtzeitig die zu erwartende Katastrophe verhindern könnten. Aber allen war klar, dass sie nur belangloses Zeug redeten, um nicht über den Besuch von Lavoisier in Gizeh sprechen zu müssen. Die Stimmung war irgendwie bedrückt und fühlte sich an, als ob sie an eine Beerdigung gehen würden.

»Lasst uns gehen, was sein muss, muss sein«, sagte Lavoisier für die andern eher überraschend. Er wusste, dass er heute an den Platz zurückkehren musste, der sein Leben damals verändert, ja zerstört hatte. Er beendete das Frühstück, das ihm sichtlich geschmeckt hatte und wirkte auf die anderen gefasst. Sanders nickte und erklärte Lavoisier, dass sie sich am frühen Nachmittag beim Eingang des neuen Ägyptischen Museums unweit der Pyramiden von Gizeh treffen würden. Lavoisier zog die Geschäftskarte des Taxifahrers hervor, der ihn in die Innenstadt gefahren hatte. Er las die Telefonnummer ab und tippte diese in sein Smartphone ein. Es klingelte nicht lange, als sich am anderen Ende eine bekannte Stimme meldete. Lavoisier erklärte ihm, was er von ihm erwartete, und nach knapp einer Dreiviertelstunde rief der Taxifahrer ihn an und teilte mit, dass er in fünf Minuten vor seiner Wohnung sein würde. Sie verliessen daraufhin das Gebäude, wobei Lavoisier dem Portier auf Arabisch mitteilte, dass die anderen Gäste jederzeit Zutritt zu seiner Wohnung hätten. Der Portier nickte zustimmend und blickte wieder auf sein kleines Fernsehgerät. Sie vermuteten, dass er sich eine der zahlreichen Seifenopern anschaute.

Lavoisier händigte Sanders einen Schlüssel seines Appartements aus, Nabil hatte von früher her noch einen solchen. Kaum waren sie unten angelangt, erschienen zwei Taxis. Beide Fahrer stiegen aus, wobei der Fahrer des ersten Taxis Lavoisier herzlich begrüßte. Sie unterhielten sich kurz, und danach bat er Sanders, in das zweite Taxi einzusteigen, welches ihn auf dem kürzesten Weg zur Sultan-Hasan-Moschee und anschliessend zum Eingang des neuen Ägyptischen Museums bringen sollte.

»Ich habe mit dem Chef der beiden vereinbart, dass ich für die gesamten Kosten aufkomme. Du musst also nichts bezahlen«, sagte Lavoisier zu Sanders.

»Ich danke dir«, sagte Sanders und stieg mit seiner Nikonausrüstung in das wartende Taxi ein.

»Ich wünsche dir viel Kraft. Du wirst sehen, dass es dir danach besser gehen wird«, rief er durch das heruntergelassene Fenster Lavoisier zu.

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, murmelte Lavoisier kaum hörbar und nickte Sanders zu. Nun stiegen auch Lavoisier und Nabil in das andere Taxi ein und fuhren los. Der Taxifahrer wollte ein Gespräch in Gang setzen, merkte aber anhand der kurzen Antworten von Lavoisier bald, dass sein Gast es vorzog, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, und verzichtete auf weitere Gespräche. Ohne es selber zu realisieren, verkrampfte sich Lavoisier, als sie nach einiger Zeit auf die Al Haram einbogen und südwestlich in Richtung Pyramiden fuhren. Sie waren nun schon auf dem Stadtgebiet von Gizeh, zu dem auch die Pyramiden und das gesamte Gräberfeld gehörten. Lavoisier schloss seine Augen. Seine Gedanken gingen auf eine Zeitreise und schickten ihn in den September vor vierzehn Jahren zurück.

Wie im Film durchlebte er das Geschehene. Es war ein heisser Abend, und der Westwind aus der Sahara brachte keine Abkühlung.

»Aischa, bist du bereit?«, fragte Lavoisier seine Frau.

»Ich komme gleich, noch fünf Minuten, dann können wir fahren«, rief sie aus dem Badezimmer.

»Gut, wir müssen uns nicht beeilen, wir haben ja reservierte Tische«, rief er ihr hinterher. Sie planten ihre Geburtstage in einem typisch arabischen Restaurant am Nilufer zu feiern. Aischa wurde im Juli und er im August 25 Jahre alt.

Lavoisier war im Auftrag des damaligen Antikendienstes im Ägyptischen Museum tätig und leitete ein Forschungsprojekt. Dort lernte er auch Nabil kennen. Eigentlich hatte er nicht Nabil, sondern seine Schwester Aischa kennengelernt, die ebenfalls dort arbeitete. Sie war Archäologin und für verschiedene Ausstellungen im In- und Ausland im Auftrag des Ägyptischen

Museums verantwortlich. Lavoisier kannte einige Leute im Louvre, und so konnte er ihr zu Beginn behilflich sein. Sie unterhielt beste Beziehungen zu den anderen grossen Museen dieser Welt und war eine weltoffene, intelligente und fröhliche Person. Es war zuerst eine verhaltene Beziehung, die sie geführt hatten. Lavoisier war noch nie ein Draufgänger gewesen. Aber bald wurde echte und tiefverbundene Liebe daraus. Er hatte damals entschieden, für immer in Ägypten zu bleiben und mit dem Einverständnis von Nabil, denn der Vater von Aischa war vor ein paar Jahren gestorben, heirateten sie nach einem Jahr. Sie lebten in der Nähe des Museums.

Lavoisier freute sich sehr auf den Abend, und während er auf Aischa wartete, klingelte sein Telefon.

»Lavoisier hier«, sprach er in den Hörer.

»Hier ist Bob.«

»Hallo Bob, spät dran«, antwortete Lavoisier in einem freundlichen Ton.

»Ja, entschuldige die Störung, aber ich dachte, dass du es als erster erfahren sollst.«

»Was soll ich als erster erfahren«, fragte Lavoisier.

»Wir haben unweit des Pyramidenplateaus bei der Grabung B6 einen interessanten Fund gemacht«, erklärte Bob, der ein Mitarbeiter des Forschungsteams war.

»Was habt ihr gefunden?«, fragte Lavoisier, während Aischa aus dem Badezimmer trat und Lavoisier ihr weisses Abendkleid, das aus reiner Seide bestand und reich mit Ornamenten verziert war, mit kreisenden Bewegungen vorführte, wobei man unter ihrem Kleid ihren vorstehenden Bauch, der zeigte, dass sie schwanger war, gut erkennen konnte. Lavoisier schickte ihr ein Kuschhändchen zu und dachte, wie umwerfend schön seine Frau doch war. Ihr Glück schien unermesslich zu sein. Er deckte die Sprechmuschel des Telefons ab und sagte zu Aischa:

»Es ist Bob, sie haben einen interessanten Fund in der Grabung B6 gemacht.«

»Wir sind uns nicht ganz sicher, was es ist. Es ist eine Grabbeigabe und sieht aus wie ein kleiner Dolch. Er scheint, als bestehe er aus rostfreiem Stahl«, erklärte Bob.

»Das ist unmöglich, wir haben die anderen Funde der Grabung, die darüber liegen, stratigrafisch auf den Beginn der 4. Dynastie, also Pharao Snofru, zugeordnet. Dein Fund müsste spätestens 2700 v. Chr. dort hingelegt worden sein. Erst die Hethiter hatten mehr als tausend Jahre später im Hochland von Anatolien in der heutigen Türkei die Eisenproduktion so weit entwickelt, dass sie in der Lage waren, durch Erhöhung des Kohlenstoffanteils auf maximal zwei



Prozent aus reinem Eisen Stahl zu produzieren. Auch stellten die Hethiter aus dem Stahl, der anfänglich mit bis zum achtfachen Gewicht in Gold aufgewogen wurde, vorwiegend Schmuck und nicht Dolche her.«

»Deshalb rufe ich ja auch an.«

»Könnte es Eisen eines Meteoriten sein?«, fragte Lavoisier nach.

»Das dachten wir zuerst auch. So wie der Dolch bei der Mumie des Pharaos Tutanchamun. Aber eine erste Untersuchung hat ergeben, dass unser Fundstück kein Nickel enthält. Meteoriteneisen hat einen Nickelgehalt von fünf bis knapp zwanzig Prozent.

Lavoisier wusste, dass die Menschen der ersten Hochkulturen nicht in der Lage waren, Eisen aus Erz zu gewinnen. Sie nutzen deshalb das seltene und sehr wertvolle Meteoriteneisen und verarbeiteten es ausschliesslich zu Schmuck oder Kultgegenständen, wie dem Dolch des Tutanchamun. Die Ägypter nannten es »bj-n-pt«, was altägyptisch so viel wie »*Eisen des Himmels*« hiess. Auch wusste er, dass die ältesten Funde aus Meteoriteneisen aus Mesopotamien stammten. Die dort lebenden Sumerer bezeichneten es als »urudu-an-bar« und bedeutete »*Kupfer des Himmels*.« In der Stadt Ur im heutigen Irak wurde die Klinge eines Dolches aus Meteoreisen und goldbelegtem Griff entdeckt. Die Archäologen datierten die Herstellung auf eine Zeit um 3100 v. Chr.

»Was ist es dann, wenn es kein Meteoriteneisen ist?«, fragte Lavoisier.

»Ich habe keine Ahnung. Du solltest es dir ansehen. So etwas habe ich noch nie gesehen«, sagte Ben und ergänzte: »Komm doch Morgen auf die Grabung, dann kannst du dir selber eine Meinung dazu bilden.«

»Wenn es rostfreier Stahl ist, wäre das eine Weltsensation«, sagte Lavoisier, und man konnte seine Erregung gut aus seiner Stimme heraushören. Dies blieb Aischa nicht verborgen. Sie kannte Lavoisier gut genug, um zu wissen, dass seine Neugier geweckt war und er keine Ruhe haben würde, bis er den Dolch selber in den Händen halten könnte.

»Wo bist du jetzt?«, fragte Lavoisier, und Aischa wusste, dass vorerst aus ihrem Nachessen nichts werden würde. Allerdings musste sie sich selber eingestehen, dass auch sie äusserst neugierig war, zu erfahren, was da ausgegraben worden war. Essen konnte man ja jeden Abend, aber ein Fund, der eine Weltsensation darstellen könnte, kommt nicht so häufig vor.

»Ich bin noch auf dem Grabungsareal und werde noch eine Weile dort weiterarbeiten«, antwortete Ben.

Lavoisier war zwischen dem Fund und dem Nachtessen hin- und hergerissen. Er wollte den Abend mit seiner Frau verbringen, aber die Gravitationskraft des Fundes war letztlich stärker, und so sagte er zu Ben:

»Ich komme auf die Grabung. Sagen wir in einer Stunde?«

»Ist in Ordnung, ich werde da sein«, sagte Ben.

Lavoisier hatte ein schlechtes Gewissen und wollte Aischa erklären, dass sie vor dem Essen noch auf die Grabung B6 fahren würden, um den Dolch zu begutachten. Aber Aischa war nicht mehr im Wohnzimmer. Als er sich in Richtung Badezimmer umdrehte, kam sie gerade heraus und trug statt ihr Abendkleid eine Freizeitkleidung. Sie sagte in einem humorvollen Ton:

»Können wir nun zur Grabung fahren, Indiana Jones?«

Das schätzte er sehr an Aischa. Er wusste, ihr war klar, dass er diesen Fund sehen musste. So nahmen sie den Wagen und fuhren stadtauswärts Richtung Gizeh. Der alte Renault tat seinen Dienst und sie bogen in die Al Haram ein, die sie südwestwärts Richtung Pyramiden bringen würde.

»Woraus könnte der Dolch bestehen?«, fragte Aischa.

»Ich weiss es nicht. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass er aus rostfreiem Edelstahl besteht. Und wenn doch, würde das die gesamte Chronologie des Eisenzeitalters über den Haufen werfen«, antwortete Lavoisier.

»Und wenn dem so wäre?«

»Dann wäre es in der Tat eine Sensation. Es würde unter anderem zu neuen Theorien über den Bau der Pyramiden führen. Stell dir vor, die Arbeiter hätten die Steine mit Stahlwerkzeugen bearbeiten können«, tönte er euphorisch.

Lavoisier war im Grunde der Wahrheit verpflichtet. Ihm war es gleichgültig, ob die Geschichte neu geschrieben werden musste oder nicht. Er wollte einfach wissen, was Sache war. Er kannte einige Kollegen, die sich auf eine Meinung eingeschossen hatten und in keinem Fall davon abwichen, auch wenn die Beweislast erdrückend war. Wenn heute die Lehrmeinung so war und morgen neue Funde zu neuen, anderen Erkenntnissen führten, dann war das halt so, auch wenn er früher eine andere Meinung vertreten hatte. Ihm fiel kein Stein aus der Krone, nur weil er wegen neuen Fakten seine bisherige Meinung ändern musste. So war eben die Wissenschaft. Neue Erkenntnisse führten zu neuen Betrachtungen und Überlegungen. Für Lavoisier gab es keinen Grund, sich neuem Wissen zu verschliessen. Es war nun nicht mehr allzu weit bis zur Grabung B6. Der Verkehr war für Kairoer Verhältnisse angenehm, das heisst sehr zähflüssig, aber sie kamen vorwärts.

»Das würde womöglich die gesamte bisherige Geschichtsschreibung in Frage stellen«, meinte Aischa.

»Das denke ich auch«, antwortete Lavoisier.

Sie fuhren an der Zizinia Mall, einem Einkaufszentrum, im Schrittempo vorbei. Dann geschah es. Ein greller Lichtblitz gefolgt von einem ohrenbetäubenden Krachen erfüllte alles um sie herum.

»Ais...«, war das letzte, was Lavoisier noch sagen konnte, dann hüllte sich alles um ihn herum in tiefste Finsternis, und er verlor das Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, sah er wie durch einen Schleier als erstes schwarzen Rauch, und es roch nach Benzin und verbranntem Fleisch. Seine Lippen brannten, und er hatte den Geschmack einer nach Eisen schmeckenden Flüssigkeit im Mund.

»Blut«, dachte er sofort.

Er spürte, wie Menschen, die wild herumschrien, ihn von einem brennenden und komplett zerstörten Wagen wegzerren. Es war ihr Wagen, der zertrümmert und brennend auf der Strasse stand. Den stechenden und pochenden Schmerz in seinem rechten Arm und im linken Schienbein nahm er nur gedämpft wahr. Erst später würden die Ärzte feststellen, dass beide gebrochen waren. Er war noch vollkommen benommen, als ihm urplötzlich bewusst wurde, was geschehen war. Sie mussten auf eine Mine aufgefahren sein.

»Aischa!«, schrie er verzweifelt und wie von Sinnen. Er versuchte, sich von den ihm helfenden Menschen loszureissen, was ihm unter Aufbietung seiner letzten Kräfte auch gelang. Blutspuckend humpelte er zurück zum brennenden Wagen, obwohl die Hitze unerträglich war.

»Aischa!«, schrie er nochmals, doch als er ins Wageninnere sah, zerriss es ihm sein Herz.

»Neeiin!«, schrie er herzerweichend, denn er sah seine Frau auf dem Beifahrersitz eingeklemmt und blutüberströmt liegen. Teile ihrer Kleider brannten noch und er sah, dass die Explosion ihren Körper zerrissen hatte.

Sie und das ungeborene Kind mussten auf der Stelle tot gewesen sein. Verzweifelt schrie er immer und immer wieder laut ihren Namen als ob sie dadurch wieder hätte ins Leben zurückgebracht werden können. Passanten zogen ihn nun vom brennenden Wagen weg, und er brach kurz darauf zusammen. Als er später im Spital wieder zu sich kam, waren die Bilder sofort präsent. Er fühlte sich an allem schuldig. Es verging kein Tag, an dem er sich

nicht Vorwürfe machte, nicht erst am anderen Tag den Fund besichtigt zu haben. Von diesem Tag an hatte er beschlossen, niemals mehr einen Menschen so zu lieben wie Aischa. Nabil besuchte ihn so oft wie möglich im Spital, und auch seine Trauer über den Tod seiner geliebten Schwester war unermesslich. Trotz allem, was damals geschehen war, blieben Lavoisier und er unzertrennliche Freunde.

»Fahren Sie bitte langsamer«, hörte Lavoisier die Stimme von Nabil, der Anweisungen an den Fahrer gab. Lavoisier öffnete die Augen und war augenblicklich wieder in der Gegenwart.

»Halten Sie bitte hier an«, sagte Nabil zum Fahrer mit zittriger Stimme und man merkte, dass ihn die Situation auch betroffen machte. Sie hatten soeben die Zizinia Mall passiert, wie damals vor vierzehn Jahren. Der Fahrer nickte, fuhr an den Strassenrand und liess die beiden aussteigen.

»Wir bleiben nicht lange«, sagte Nabil zum Fahrer.

Sie waren nun an der Kreuzung, bei der damals die Mine explodiert war und Tod und Verderben gebracht hatte. Es war ein Anschlag extremistischer Moslems, die damals mit der Al Kaida sympathisierten. Der Anschlag hatte nicht ihnen, sondern einem später vorbeifahrenden Bus gegolten.

»Komm, Marcel, es ist Zeit loszulassen, dich trifft keine Schuld«, sagte Nabil, dem das Ganze auch sehr schwer fiel. Lavoisier nickte und bewegte sich wie in Zeitlupe auf die Stelle zu, wo die Mine explodiert war. Er blieb am Rand der Strasse stehen, kniete sich nieder und küsste den Boden. Nabil beugte sich zu ihm und musste ihn leicht stützen, denn er sah, dass Lavoisier zu zittern begann und seine Tränen im Gesicht nicht mehr verbergen konnte.

»Warum?«, stammelte er, und ihm versagte die Stimme.

»Du wirst darauf nie eine Antwort finden«, sagte Nabil zu ihm und zog eine Rose aus dem Jackett, die er Lavoisier mit den Worten übergab:

»Für Aischa, deine ewige Liebe.«

»Für Aischa«, wiederholte er schluchzend die Worte seines Freundes und ergänzte, »Ruhe in Frieden, meine Geliebte.«

Sie verweilten noch einen Augenblick, dann erhoben sie sich und stiegen wieder ins Taxi ein. Lavoisier wischte seine Tränen mit einem Taschentuch weg. Nabil gab dem Fahrer ein Zeichen, und sie fuhren Richtung Pyramiden, wo sie Sanders treffen würden. Der Fahrer schaltete das Radio aus, denn er wollte die Trauernden nicht stören.



## Kapitel 11: Oase Siwa

*Kairo, Oase Siwa, 9. Dezember 2027*

In der Nacht auf den Freitag, bevor sie die Reise zur Oase Siwa antraten, schlief Lavoisier zum ersten Mal seit Jahren ohne Unterbruch. Auch suchten ihn keine Alpträume heim. Sanders hatte Recht. Er fühlte sich nach all den Jahren besser, irgendwie befreiter. Nachdem sie gestern Sanders bei den Pyramiden getroffen hatten, erzählte er ihnen, dass tatsächlich das Silber in der Sultan-Hasan-Moschee identisch mit dem der Chephren Pyramide war, wobei er zärtlich seine Nikon streichelte. Sie waren überzeugt, dass anhand der Messergebnisse die Pyramiden etwas mit dem Wurmloch zu tun haben mussten.

Sie standen früh auf, verpflegten sich kurz und packten ihre Sachen zusammen. Dann stiegen sie die Treppe hinunter und setzten sich in den Jeep, mit dessen Fahrer Lavoisier schon gestern vereinbart hatte, sie zur Oase Siwa zu bringen. Es war der gleiche Fahrer, der Nabil und ihn am Vortag herumgefahren hatte und den Philippe, der Löwe von Alexandria, für ihn organisiert hatte. Er nannte sich Muhamad und freute sich, sie in den Westen von Ägypten fahren zu dürfen. Das lag einerseits daran, dass der ausgehandelte Preis sehr grosszügig bemessen war, und andererseits wohnte sein Cousin Ali in der Oase, den er gerne wieder einmal besuchen wollte.

Sie würden mit ein paar grosszügigen Pausen etwas mehr als zehn Stunden benötigen. Es war sein Cousin Ali, der ihnen auch im Adrere-Amellal-Desert-Ecolodge Zimmer beschaffen konnte, obwohl das Hotel ausgebucht war. Das Hotel lag direkt unterhalb und am südlichen Ende des grossen Kalkfelsens. Der Name Adrere Amellal bedeutet nichts anderes als »Weisser Berg«. Die Koordinaten 29° 12' 24'' N und 25° 25' 60'' O waren ihr Ziel. Offiziell waren sie Touristen und wollten in der Abgeschiedenheit der Oase Siwa, die tief im Westen der ägyptischen Sahara lag, die Ruhe geniessen.

Sie verliessen Kairo und fuhren Richtung Alexandria. Da Freitag war, war das Verkehrsaufkommen, wie erwartet, gering. Vor Alexandria bogen sie nordwestwärts an die Küste und fuhren nach el Alamein, einer kleinen Stadt, die hauptsächlich durch den Zweiten Weltkrieg traurige Berühmtheit erlangt hatte. Sie trat weltweit ins Rampenlicht, als westwärts der Stadt zwei Schlachten tobten. In der ersten im Juli 1942 wurde der Vormarsch der deutsch-italienischen Truppen unter Generalfeldmarschall Erwin Rommel von den Alliierten zum Stehen gebracht. In der zweiten, die im Herbst tobte, verbuchten



die Alliierten unter General Leutnant Bernard Montgomery, den viele nur Monty nannten, einen Sieg und wendeten das Blatt auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz. Als Sieger über Erwin Rommels Afrikakorps erlangte Montgomery Weltruhm. Zwei Jahre später beteiligte er sich entscheidend an der alliierten Landung in der Normandie, dem D-Day. Der englische Premierminister Winston Churchill ernannte Montgomery danach zum Generalfeldmarschall.

Lavoisier fragte sich, was die unglücklichen Soldaten auf beiden Seiten in der Wüstenhitze des Sommers 1942 alles durchgemacht hatten. Welcher Wahnsinn trieb sie in diese abgelegene Region? »Krieg«, dachte er und wollte sich gar nicht erst vorstellen, was in einigen Wochen los sein würde, falls die Aliens tatsächlich kommen würden. Sie blieben auf der International Coastal Road und fuhren nach Marsa Matruh. Sie erreichten die Stadt gegen vier Uhr am Nachmittag. Das sonnige Wetter und die frische Meeresluft fühlten sich nach dem gestrigen staubigen Tag gut an.

»Muhamad, kennst du hier ein gutes Restaurant, das direkt am Mittelmeer liegt?«, fragte Lavoisier den Fahrer, denn der Küstenwind blies nicht allzu stark, und es wäre deshalb möglich, draussen zu essen.

Muhamad nickte und sagte:

»Ein Bekannter von mir arbeitet in einem Restaurant direkt am Meer. Soll ich Sie da hinfahren?«

»Ja, sehr gerne«, antwortete Lavoisier, nachdem er kurz Nabil und Sanders angeschaut hatte, die zustimmend mit dem Kopf nickten.

So entschieden sie sich, direkt am Meer ein grosszügiges Mittagessen einzunehmen. Lavoisier faszinierte immer wieder, wie gut die arabischen Menschen untereinander vernetzt waren. Man konnte kaum an einen Ort fahren, an dem nicht irgendein Verwandter oder Bekannter ansässig war. Nach dem Essen fuhren sie südwärts auf der einzigen Strasse zur Oase Siwa. Gegen Abend wich die öde Geröllwüste windgeschliffenen Felsplateaus, die durch die tiefliegende Sonne orangefarben leuchteten. Danach kamen erste Ausläufer des grossen Sandmeers der Sahara, die sich bis weit in den Sudan erstreckten. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als sie die Oase Siwa und ihr Hotel erreichten. Sie assen noch eine Kleinigkeit. Lavoisier lud auch Muhamad ein, aber er lehnte dankend ab, denn er wollte noch seinem Cousin einen Besuch abstatten. Anschliessend bezogen sie ihre Zimmer und zündeten Kerzen an, denn das Hotel war bekannt dafür, dass es keinen Strom und demzufolge auch

keine technischen Geräte hatte. Nach dem Nachtessen zogen sie sich in ihre Zimmer zurück. Es dauerte nicht lange, bis alle eingeschlafen waren, denn die Fahrt durch die Wüste forderte ihren Tribut.

Nachdem Muhamad sich verabschiedet hatte, nahm er sein Smartphone hervor und wählte eine französische Nummer.

»Oui«, hörte er eine Stimme sagen.

»Sie sind im Adrere-Amellal-Desert-Ecolodge«, sagte Muhamad und beendete das Gespräch. Anschliessend verliess er das Ressort und besuchte seinen Cousin Ali, bei dem er übernachten konnte. Ali lieferte ihm interessante Informationen, die er womöglich zu einem späteren Zeitpunkt verwenden könnte.

Der Sonnenaufgang war atemberaubend. Sie nahmen die zahlreichen Olivenbäume und die riesigen Dattelpalmen zuerst als graue Schatten wahr. Danach sahen sie, wie durch die aufgehende Sonne sie zuerst in ein orange-grünes Licht getaucht wurden, bevor sie ihre eigentlichen vielfältigen Grünschattierungen erreichten. Der Reichtum der Oase Siwa war allerdings unter dem Boden. Es war das Wasser, und zwar viel Wasser. Ihre Zimmer hatten eine kleine Terrasse, von der aus sie zur einen Seite auf den grossen Salzsee, des Birket Siwa, und einen Palmengarten blickten, zur anderen, was für sie viel wichtiger war, auf den Weissen Berg, der hinter ihnen majestätisch mehr als hundert Meter aufragte und oben eine fast ebene Fläche hatte, die Platz für fast dreissig Fussballfelder bieten würde. Ihre Zimmer bestanden aus Kershaf, dem ortstypischen Gemisch aus Lehm, Stroh und Salz, das nach altem Rezept zu einem haltbaren Naturzement verrührt wurde.

»Lasst uns frühstücken!«, erklärte Lavoisier, und das Nicken seiner Freunde deutete er als Zeichen des Aufbruchs Richtung Haupthaus. Das Frühstücksbuffet war überwältigend. Granatapfelkerne, Datteln und Feigen sowie auserlesene, hausgemachte Brote standen zur Auswahl. Unzählige, nach ökologischen Prinzipien hergestellte Konfitüren und auch lokale Käsesorten kosteten sie. Das riesige Angebot von Fruchtsäften, unterschiedlichsten Tee- und Kaffeesorten rundete das Ganze ab. Die Ruhe und Gemütlichkeit in diesem aussergewöhnlichen Hotel hatten etwas Ansteckendes und Wohltuendes. Sie entschieden, einen Ausflug in die Region zu unternehmen, obwohl ihr Hauptziel der Weisse Berg war. Vielleicht könnten sie Anzeichen finden, die auf einen möglichen Landeplatz der Aliens hinwiesen. Zudem müsste es ja auch bauliche Massnahmen geben, damit die Aliens vom Weissen Berg herunter kommen

könnten. Muhamad trat zu ihnen und erkundigte sich freundlich über ihr Befinden.

»Danke der Nachfrage«, antwortete Nabil und ergänzte: »Wir haben sehr gut gefrühstückt und sind bereit für eine kleine Tour.«

»Wann möchten Sie starten?«, erkundigte sich Muhamad.

»So in einer halben Stunde«, gab Lavoisier zur Antwort.

Muhamad nickte und erklärte ihnen, dass er vor dem Hotel im Jeep auf sie warten würde.

»Soll ich noch genügend Wasser und ein wenig Proviant einpacken?«, fragte er.

»Das wäre eine gute Idee«, antwortete Lavoisier.

Eine halbe Stunde später stiegen sie in den Jeep und fuhren am südlichen Rand des Weissen Berges westwärts, der wie eine Halbinsel am westlichen Ende des Birket Siwa in den See ragte. Sie versuchten, ihr Interesse am Weissen Berg zu verbergen. Es gab keine Fragen zum Berg, jedoch wollten sie mehr über die zahlreichen weissen Kalksteinfelsen in der Wüste wissen.

Sie fuhren zwischen dem Birket Siwa und dem Maraqi-Salzsee Richtung Norden und gelangten in die unendlich scheinende Wüste. Unter anderen Umständen hätten sie die Faszination der Wüste geniessen können, aber sie hatten eine Aufgabe vor sich, die nicht nur delikat, sondern auch gefährlich sein konnte. Nachdem sie aus der Wüste zurückgekommen waren und nach etwas mehr als drei Stunden den Maraqi-Salzsee und den dazugehörenden Oasenteil besichtigt und auch bewundert hatten, erklärte Nabil Muhamad, dass sie nun wieder zurück ins Hotel gebracht werden wollten. Muhamad nickte, und sie traten die Reise zurück ins Hotel an. Als sie den Weissen Berg schon fast erreicht hatten, fragte Lavoisier:

»Muhamad, kann man eigentlich auf den Weissen Berg hoch steigen?« und er sagte das mit einer ziemlich desinteressierten Stimme. Zumindest sollte sie so klingen.

»Ja, es gibt einige kleine Gehwege. Aber es ist sehr anstrengend. Es geht ziemlich steil nach oben«, antwortete Muhamad.

»Und die Aussicht von dort oben?«, fragte nun Sanders, und es sah so aus, als ob er seine Nikon fester in der Hand halten würde.

»Oben ist man mehr als hundert Meter über dem Salzsee. Die Sicht ist je nach Wetter atemberaubend. Heute wäre ein guter Tag, denn es hat fast keinen Wind und fast keinen Sand in der Luft«, erklärte Muhamad.

»Kann man von oben das Amun Orakel sehen?«, fragte Nabil.

»Gewiss, die Tempelanlagen liegen fast exakt ostwärts. Um den Frühlings- resp. Herbstanfang herum kann man deshalb die Sonne über dem alten Orakel aufgehen sehen«, erläuterte Muhamad.

»Das tönt sehr interessant«, meinte Lavoisier beiläufig, denn er wollte nicht zu erkennen geben, dass sie unbedingt auf den Weissen Berg wollten.

»Möchten Sie den Weissen Berg besichtigen?«, fragte Muhamad, und Lavoisier fiel förmlich ein Stein vom Herzen, denn so würde Muhamad wohl keinen Verdacht schöpfen, dass sie unbedingt auf den Weissen Berg wollten.

»Was meint ihr?«, fragte Lavoisier Sanders und Nabil.

Beide äusserten ein paar belanglose Zweifel aber schliesslich stimmten sie Lavoisier zu. Sie waren ein wenig stolz auf ihre Maskerade, so als ob ihnen ein kleiner Lausbubenstreich gelungen wäre.

Muhamad fuhr sie zum Hotel zurück und erklärte ihnen danach den Fussweg, der sie auf den flachen Berg führen würde und direkt hinter dem Hotel begann.

»Es ist der einzige Weg von hier aus. Sie können das Plateau nicht verfehlen. Aber achten Sie auf Skorpione. Es hat Unmengen davon«, sagte Muhamad und verabschiedete sich. Sie vereinbarten, dass er sie morgen gegen Mittag wieder abholen würde.

Nachdem sie sich im Hotel ein wenig ausgeruht und frisch gemacht hatten, trafen sie sich am frühen Nachmittag für ihre Wanderung auf den Weissen Berg. Sie hatten sich vom Hotel ein paar Rucksäcke ausgeliehen, füllten entsprechend Proviant und Getränke ein, und natürlich musste die Nikon von Sanders auch mit. Sie waren leicht erregt, denn nun würden sie womöglich Hinweise auf die bevorstehende Alien - Invasion finden. Deshalb war ihnen entgangen, dass ein paar Fotos von ihnen gemacht wurden. Sie begannen den steilen Aufstieg, und es dauerte länger als gedacht, die hundert Meter Höhenunterschied hinter sich zu bringen. Es war anstrengender, als sie angenommen hatten, und sie befolgten dankbar den Ratschlag von Muhamad, was die Skorpione anging. Als sich Nabil während einer Pause auf einen Stein setzen und ausruhen wollte, erblickte er rechtzeitig, dass zu seinen Füßen ein Skorpion lauerte. Er war schon in typischer Angriffsstellung, als Nabil ihn mit seinen Wanderschuhen wegschubste.

»Skorpione«, meinte er, »ich mag sie nicht, obwohl ich in gewisser Weise von ihnen fasziniert bin.«

»Wusstet ihr, dass in der Antike Bilder von Skorpionen den bösen Blick abwenden sollten?«, erklärte Sanders.

Die beiden anderen nickten, und Lavoisier ergänzte, dass sogar einer der vordynastischen Pharaonen vor mehr als 5000 Jahren Skorpion I. hiess.

Lavoisier wurde augenblicklich nachdenklich. Er spürte, dass da wieder etwas in seinen Erinnerungen herumgeisterte und versuchte, an die Oberfläche seines Bewusstseins vorzudringen. Nabil kannte den Blick und signalisierte Sanders, dass sie ihn beim Denken nicht stören sollten. Dann sagte Lavoisier:

»Auch in der Offenbarung des Johannes, der Apokalypse, treten Skorpione auf. Wenn ich mich richtig erinnere, ruft die fünfte Posaune Heuschrecken hervor. Diese sind gefährlich wie unsere Skorpione und verursachen grosse Schmerzen, wie die eines stechenden Skorpions, denn sie besitzen Schwänze mit Stacheln wie diese. Sie benutzen sie, um den Menschen fünf Monate lang Schaden zu zufügen«, erklärte Lavoisier und sagte »womit wir wieder bei der Apokalypse wären.«

Als Muhamad sah, wie die drei hinter dem Hotel mit dem Aufstieg zum Weissen Berg begannen, zog er abermals sein Smartphone hervor, rief wiederum dieselbe französische Nummer an.

»Oui«, hörte er die Stimme am anderen Ende der Verbindung.

»Sie sind unterwegs zum Weissen Berg. Was soll ich unternehmen?«

»Wie lange werden sie brauchen, bis sie wieder den Weissen Berg verlassen?«

»Ich schätze, knapp zwei Stunden«, antwortete Muhamad.

»Danke, ich melde mich wieder«, sagte die Stimme am Telefon und legte auf.

Zehn Minuten nachdem Muhamad die französische Nummer angewählt hatte, klingelte das Telefon wiederum sehr lange, bis jemand das Gespräch entgegennahm.

»Berger«, hörte der Innenminister Robin dessen Stimme.

»Robin hier«, sagte er.

»Was gibt es Wichtiges?«, fragte Berger kurz angebunden, und vermittelte damit Robin augenblicklich den Eindruck, dass sein Anruf wirklich bedeutsam sein sollte, wenn er nicht Ärger bekommen möchte.

»Wir haben ihn«, erklärte Robin.

»Lavoisier?« fragte der Grossmeister neugierig.

»Und seinen Freund Nabil«, ergänzte Robin stolz. Berger konnte sich das triumphierende Lächeln des Innenministers gut vorstellen, liess sich aber nichts anmerken.

»Unser Späher hatte Hinweise bekommen, dass eine kleine Gruppe sich für den Weissen Berg mehr als nur interessierte. Er kontaktierte mich und schickte mir ein paar Fotos, die er von der Gruppe gemacht hatte. Es war ein Kinderspiel, sie zu identifizieren. Allerdings ist noch eine dritte Person dabei, von der wir nicht wissen, wer sie ist.

»Wo sind sie?«

»Sie klettern gerade auf den Weissen Berg«, erklärte Robin.

»Verflucht, wie hat er das herausgefunden?«, wollte Berger wissen, wobei er das »er« lange betonte.

»Wir wissen es nicht. Wie lauten Ihre Instruktionen?«, fragte Robin.

»Wenn sie herunterkommen, sofort als Terroristen festnehmen lassen. Aber das Ganze muss diskret über die Bühne gehen. Hat unser Späher Kontakte zu den lokalen Behörden?

»Ja, hat er. Sein Bruder ist Polizeikommandant der Oase Siwa. Deshalb haben wir ihn als Späher rekrutiert«, erklärte Robin.

»Gut, dann ordne ich den sofortigen Zugriff an. Aber ich will *ihn* lebend, die anderen sind mir egal«, stellte Berger fest und legte auf. Robin wusste, dass mit *ihn* Lavoisier gemeint war.

Robin wählte eine +20 Nummer an, die Länderkennung von Ägypten. Das Gespräch war kurz, und er erteilte die notwendigen Instruktionen an ihren Späher.

»Wird sofort erledigt. Sie können sich auf mich verlassen. In weniger als zwei Stunden haben wir sie.«

»Das ist einfach nur grandios«, sagte Nabil, nachdem sie das Plateau des Weissen Berges erreicht hatten. Zu ihren Füßen konnten sie gut ihr Hotel erkennen, und Richtung Osten war auf einer Anhöhe tatsächlich der Tempel des Amun-Orakels zu erkennen. Überhaupt hatten sie rundum freie Sicht. Die Sonne stand nicht mehr hoch am Himmel, was zu einem prächtigen Farbenspiel führte. Ausser dem Wehen des Saharawindes war es totenstill. Sie blieben einen Augenblick wie angewurzelt stehen, denn die Schönheit der Oase und der Wüste war fesselnd. Sanders zog aus dem kleinen Rucksack seine Nikon hervor.

»Jetzt kannst du doch noch die Kamera im ursprünglichen Sinne gebrauchen«, meinte Nabil. Sanders nickte und schoss zahlreiche Fotos des Plateaus und einige von seinen Freunden. Er nahm die Nikon in die Hand und drückte verschiedene Knöpfe.



»Könnt ihr mal kurz aus dem Weg gehen, ich brauche freie Sicht auf das Zentrum des Plateaus«, sagte Sanders.

»Wir stellen doch das bessere Motiv dar, als der langweilige Kalksteinfelsen«, frotzelte Nabil, der sichtlich gut gelaunt war.

»Aber sicher, ihr seid ja geradezu Schönheiten, aber Fotos habe ich genug gemacht«, spielte Sanders mit. Nabils gute Laune hatte etwas Ansteckendes.

»Was machst du dann, wenn nicht Fotos?«

»Meine kleine Nikon kann sonst noch ein paar Dinge. Ich werde es euch gleich zeigen.«

Sanders bewegte die Nikon mehrfach in Richtung Zentrum des Plateaus, und es sah aus, als ob er ein Video damit drehen würde, wobei er zwischendurch an der Kamera andere Einstellungen vornahm.

»Das habe ich fast befürchtet«, sagte Sanders, und in seiner Stimme war nichts mehr von guter Laune zu spüren.

»Was meinst du damit?«, fragte nun Lavoisier, und auch er tönte besorgt.

»Schaut euch das an«, sagte Sanders und bat die beiden Freunde einen Blick auf das Display der Nikon zu werfen.

»Was ist das?«, fragte Nabil.

»Wenn ich das richtig interpretiere, ist das nichts Gutes«, sagte Lavoisier nachdenklich.

»Was ihr da seht, ist eine Animation, die zusammengesetzt aus Infrarotaufnahmen und Magnetfeldmessungen besteht«, erklärte Sanders.

»Es scheint präzise rund zu sein, und an vier Stellen, die sich genau gegenüberliegen, hat es jeweils eine gegen aussen liegende halbkreisförmige Ausbuchtung. Auch exakt in der Mitte ist ein kleinerer Kreis zu erkennen«, erklärte Sanders.

»Der Landeplatz?«, fragte Nabil.

»Ja, kann sein. Das Ding ist aber ziemlich gross. Der Durchmesser ist etwa zweihundertfünfzig Meter. Es sieht so aus, als ob unter dem feinen Sand Landevorrichtungen mit Eisen errichtet wurden«, erläuterte Sanders weiter.

»Kann jemand von euch etwa hundert Meter nach hinten gehen? Ich möchte meine Messungen überprüfen.«

Lavoisier nickte und bewegte sich in die von Sanders angegebene Richtung.

»Stopp«, rief Sanders laut, der in die Kamera blickte. »Nun drei Schritte nach links.«

Lavoisier folgte den Instruktionen und blieb am angegebenen Ort stehen.

»Noch einen Schritt nach links und noch ein wenig zu mir zurück«, gab Sanders weitere Anweisungen.

Auch diesmal führte Lavoisier die Anweisungen aus und blieb wiederum stehen. »Ja, genau an dieser Stelle solltest du im Boden etwas finden«, rief er Lavoisier zu. Nabil ging ebenso wie Sanders auf Lavoisier zu, der bereits angefangen hatte, mit den Händen Sand vom Kalkfelsen zu wischen.

»Ich wusste es«, äusserte sich Sanders leicht triumphierend, denn nach wenigen Zentimetern Sand kam eine Metallplatte zum Vorschein.

»Und was heisst das jetzt für uns?«, fragte Nabil.

»Dass wir mit grosser Sicherheit den Landeplatz gefunden haben. Die Koordinaten, die wir entziffert haben geben genau diesen Standort an«, antwortete Nabil, und die Antwort gefiel ihnen ganz und gar nicht. Sie entschieden, wieder genügend Sand über der Stelle zu verstreuen, so dass man nicht erkennen konnte, was sich darunter verbarg. Sie gingen wieder Richtung Abstieg. Alle hingen irgendwie ihren eigenen Gedanken nach. Sie waren bereits am Rand des Plateaus und wollten mit dem Abstieg beginnen. Lavoisier schaute nachdenklich zum Hotel hinunter, und es fiel ihm auf, dass eine gewisse Betriebsamkeit herrschte, was in ihm ein tiefes Unbehagen auslöste.

»Wartet einen Augenblick!«, sagte er zu den andern.

»Kannst du mit deiner Nikon die Hotelanlage näher anschauen. Ich habe irgendwie ein schlechtes Gefühl. Als wir vor knapp zwei Stunden hochgingen, war es unten sehr ruhig und friedlich. Jetzt herrscht eine gewisse Aufregung. Das gefällt mir nicht«, erklärte Lavoisier. Sanders packte die Nikon aus, drehte wiederum an ein paar Knöpfen und visierte die unter ihnen liegende Hotelanlage an.

»Was siehst du?« fragte Nabil etwas ungeduldig.

»Ich sehe einige verdächtig nach Polizisten aussehende Männer, die hektisch miteinander gestikulieren und zu uns hinauf zeigen. Es sieht so aus, als ob sich die Männer nun verteilen. An den Ausbuchtungen ihrer Kittel schliesse ich, dass sie bewaffnet sind.«

»Wir können nicht hinunter. Wir sitzen in der Falle. Hat uns Muhamad verraten?«, fragte Nabil, und es tönte wie eine Feststellung.

»Passiert etwas?«, fragte Lavoisier und ging auf die Frage von Nabil gar nicht erst ein.

»Bis jetzt noch nicht. Es scheint, als ob sie auf uns warten würden«, fuhr Sanders fort.

»Oh, sie haben uns gesehen«, sagte nun Sanders, der immer noch durch die Nikon schaute und das Geschehen unten in der Hotelanlage verfolgte.

»Es kommt Bewegung auf. Ich vermute, sie haben begriffen, dass wir sie entdeckt haben«, sagte Sanders, und trotz der schlechten Nachricht tönte seine Stimme sehr gefasst.

»Was tut sich?«, fragte nun Nabil.

»Sie formieren sich zu einer Gruppe. Sie setzen sich in Bewegung. Sie nehmen den Weg. Sie kommen zu uns herauf. Sie kommen«, sagte Sanders.

An Flucht war nicht zu denken. Der einzige Weg, der für sie in Frage kam, würde sie direkt in die Hände der Polizisten treiben.

»Seid mal ruhig«, bat Sanders seine Freunde.

»Hört ihr das?«

Augenblicklich sträubten sich bei Lavoisier alle Nackenharre. Er kannte das Geräusch nur zu gut. Nachdem das Unglück mit Aisha passiert war, meldete er sich freiwillig zum Kampf gegen den Terrorismus. Zuerst gegen die Al Kaida, dann gegen den Islamischen Staat. Aber Frieden konnte er trotz allem nicht finden. Das Geräusch wurde lauter, aber sehen konnten sie noch nichts.

»Hubschrauber«, sagte Lavoisier, und die anderen nickten.

»Ist dies das Ende unserer Mission?«, fragte Nabil.

»Das Ende steht dann fest, wenn unsere Herzen aufgehört haben zu schlagen«, antwortete Lavoisier, »und ich soll verflucht sein, wenn das heute der Fall ist«, erklärte er kämpferisch.

Nun sahen sie den Hubschrauber, der aus nördlicher Richtung auf das Plateau zuflog.

»In etwa zwei Minuten wird er hier sein«, sagte Nabil, der sich mit Hubschraubern seit dem Krieg gut auskannte. Er scheint nicht bewaffnet zu sein. Kennzeichen erkenne ich nicht.«

»Hubschrauber oder Polizisten, was bevorzugt ihr?«, fragte Lavoisier und stellte fest, dass in weniger als fünf Minuten die ersten Polizisten auf dem Plateau erscheinen würden.

»Eindeutig Hubschrauber«, meinte Nabil.

Sie standen ganz nahe beieinander, während nun der Hubschrauber das Plateau erreichte. Er flog direkt in ihre Richtung und schwebte knapp über dem Boden, wo er keine zehn Meter von ihnen entfernt in der Luft stehenblieb. Obwohl der Rotor einen höllischen Lärm verursachte und der aufgewirbelte Sand kaum eine Sicht zuließ, hörten sie eine Stimme durch einen Lautsprecher laut rufen:

»Dr. Lavoisier.«

»Das wars dann wohl«, sagte Lavoisier zu seinen Freunden. »Wir wären auf der richtigen Spur gewesen. Aber es hat nicht sollen sein.«

»Dr. Lavoisier, wollt ihr ewig warten oder von hier verschwinden?«

»Oh mein Gott«, sagte Lavoisier. »Diese Stimme kenne ich, kommt schnell, wir müssen von hier weg.«

Sie rannten, so gut es ging, zum Hubschrauber und stiegen ein, wobei sie das Gefühl hatten, statt Luft Sand einzuatmen. Sie stiegen in den knapp über dem Boden schwebenden Hubschrauber ein. Dieser nahm sofort Fahrt auf und überflog die nördliche, gegenüberliegende Plateauseite genau in dem Augenblick, als die ersten Polizisten auf dem Plateau erschienen und das Feuer auf sie eröffneten.

»Wie fühlt ihr euch?«, fragte der Löwe von Alexandria mit einem breiten Grinsen im Gesicht und hiess sie herzlich willkommen.

## Kapitel 12: Grossmeister Berger

*Chambord, 11. Dezember 2027*

Berger war immer noch ausser sich vor Wut. Bruder Jacques war bei ihm und versuchte seine Konzentration und Aufmerksamkeit auf die morgige weltweite Ankündigung, die exakt um 20 Uhr Pariser Zeit auf allen wichtigen Medienkanälen ausgestrahlt würde, zu lenken. Aber es gelang ihm nicht.

»Wie konnte Lavoisier einfach so entkommen. Das ist unerklärlich und unentschuldig!«, polterte Berger und seine bebende Stimme hallte laut durch sein Arbeitszimmer.

»Wie konnte das passieren?«, fragte er Bruder Jacques, der mit der Operation nichts zu tun und demzufolge auch nichts zu befürchten hatte.

»Vielleicht stehen ihm andere Mächte bei?«, sagte Bruder Jacques.

»Du meinst, dass er mit Satan im Bunde steht?«, fragte Berger.

»Woher sollte er sonst all die Informationen haben?«, antwortete Bruder Jacques vorsichtig.

Es war nicht das erste Mal, dass Berger zum Schluss gekommen war, dass satanische Mächte die Mission zu verhindern versuchten. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, schaute Bruder Jacques an und fragte:

»So wie damals?«

Bruder Jacques nickte nur kurz, denn die damaligen Ereignisse liessen ihn immer noch erschauern. Im Oktober 2006 hätte wenig gefehlt, dass alles umsonst gewesen und ihre Mission unwiederbringlich gescheitert wäre.

Berger liess seine Gedanken zu diesem ereignisreichen Tag zurückkehren.

»Bruder Alain«, rief damals der Grossmeister der Bruderschaft des reinen Herzens, Lucius Charpantier ihm zu.

»Ja, Grossmeister«, sagte Alain Berger, der seit einigen Jahren als Grossmarschall der Bruderschaft tätig war und allgemein als 13. Ritter der Tafelrunde von sich reden machte.

»Bruder Alain, ich muss mit dir unter vier Augen sprechen. Es ist äusserst wichtig«, erklärte der Grossmeister, der Berger in vielen Dingen vertraute.

Sie vereinbarten für den kommenden Tag ein Arbeitsessen ausserhalb des Hauptsitzes, und zwar im Schloss Blois, das an einem Bergsporn am nordöstlichen Ufer der Loire lag. Ludwig XII. hatte zu Beginn des 16. Jahrhunderts Blois zur Hauptstadt des französischen Königreichs gemacht. Sie trafen gegen Mittag auf unterschiedlichen Wegen im Königsschloss ein. Es verstand sich von selbst, dass der Grossmeister der Bruderschaft des reinen

Herzens im Schloss einen geeigneten und der Würde seines Amtes entsprechenden Raum zum Mittagessen zur Verfügung gestellt bekam.

Sie begrüßten sich herzlich, und Lucius Charpantier bat Berger Platz zu nehmen. Nachdem sich beide gesetzt hatten, wurde das Essen serviert. Charpantier erzählte zuerst dies und das und kam dann zum eigentlichen Thema.

»Bruder Alain, ich werde nicht mehr lange Grossmeister sein.«

Berger schwieg einen Augenblick, denn er wusste, dass ein Grossmeister der Bruderschaft nicht zurücktreten konnte. Ein Grossmeister würde bis zu seinem Tod im höchsten Amt bleiben.

»Ich habe Krebs, und die Ärzte geben mir noch knapp drei Monate. Der Herr wird mich bald zu sich rufen. Es wird mir nicht vergönnt sein, den Erfolg unseres wichtigsten Projektes erleben zu dürfen«, erklärte Charpantier.

Berger nickte und fragte sich zugleich, was der Grossmeister von ihm wollte.

»Das sind ganz schlechte Nachrichten, Bruder Lucius«, sagte nun Berger ein wenig niedergeschlagen, »ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um Ihnen in allem beizustehen und zu dienen.«

»Das weiss ich, und deine Loyalität gegenüber mir und der Bruderschaft ist vorbildlich und unübertroffen. Aber dies ist nicht bei allen so. Die Ordensregel besagt, dass einer der zwölf Grosskomture meine Nachfolge antreten wird. Die Tradition verlangt, dass ich zu Lebzeiten meinen Nachfolger benenne«, sagte Charpantier.

Berger wusste, dass es innerhalb der zwölf Grosskomture immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten und Rangeleien gekommen war. Er überlegte, wer aus seiner Sicht der Geeignetste sein würde und kam zur Ansicht, dass drei Grosskomture durchaus für das höchste Amt des Grossmeisters in Frage kommen würden.

»Ich habe deshalb entschieden, dass ich am kommenden Sonntag Bruder Aurelian als meinen designierten Nachfolger ernennen werde«, sagte Charpantier, wobei er hoffte, in Bruder Alains Gesicht eine positive Reaktion beobachten zu können. Aber er konnte gar keine Regung erkennen. Charpantier wartete und Berger wusste, dass es nun an ihm war, etwas zu sagen.

»Grossmeister, das scheint mir eine sehr gute Wahl zu sein. Sie haben die Gewissheit, dass ich alles daran setzen werde, Bruder Aurelian in allem zu unterstützen, selbst wenn es den Einsatz meines Lebens erfordert. Ich schwöre dies beim Namen des Allmächtigen!«, erklärte Berger, und Charpantier spürte



das Feuer und die Leidenschaft seines Grossmarschalls, seines Racheengels und Gotteskriegers.

»Ich danke dir für deine Loyalität«, sagte Charpantier, aber Berger nahm eine gewisse Bedrücktheit des Grossmeisters wahr. Später würde er sich an diesen Augenblick erinnern und es würde ihm auch klar werden, was ihn bedrückt hatte.

Am kommenden Sonntag nach der gemeinsamen gefeierten Messe traten die zwölf Grosskomtüre und der Grossmarschall, angeführt vom Grossmeister, in den Thronsaal. Es standen wichtige Geschäfte auf der Tagesordnung. Es begann wie immer mit der formellen Begrüssung der Anwesenden, und der Grossmeister erbat den Segen des einzigen und wahrhaftigen Gottes.

»Setzt euch«, bat Charpantier.

Nachdem die Zwölf am grossen, runden Tisch Platz genommen hatten, stand der Grossmeister auf und begann seine Ansprache. Der Grossmarschall sass jeweils neben dem Grossmeister.

»Liebe Brüder, ich muss euch informieren, dass es um meine Gesundheit sehr schlecht bestellt ist. Ich habe nicht nur die eine oder andere Altersbeschwerde, sondern meine Ärzte diagnostizierten bei mir einen unheilbaren Krebs. Ich habe noch etwa drei Monate zu leben.«

Die Stimmung war tief betrübt, denn der Grossmeister genoss hohes Ansehen. Irgendwie traute sich niemand etwas zu sagen.

»Die Ordensregeln sehen vor, dass der Grossmeister noch zu Lebzeiten seinen Nachfolger ernennt«, erklärte Charpantier und legte bewusst eine Pause ein. Berger beobachtete die Gesichter der zwölf Grosskomtüre. Er sah bei einigen eine grosse Erwartungshaltung, bei anderen konnte er eher eine Gleichgültigkeit ausmachen, denn sie wussten selber, dass sie als Grossmeister nicht in Frage kommen würden. Aber im Gesicht von Bruder Aaron konnte er überhaupt keine Regung erkennen. Berger nickte und verstand.

»Ich habe deshalb beschlossen, dass ich Bruder« und hier legte er nochmals bewusst eine kurze Pause ein, um die ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, »Aurelian zu meinem Nachfolger ernenne«, sagte Charpantier.

Für einen Moment herrschte Stille, die jedoch augenblicklich durch lauten Applaus durchbrochen wurde. Einige Grosskomtüre standen auf, gingen zu Bruder Aurelian und gratulierten ihm spontan. Andere folgten, und so gratulierte auch Berger seinem früheren Mentor. Charpantier bat Bruder Aurelian zu sich und fragte ihn:

»Bruder Aurelian, nimmst du die Ernennung zum künftigen Grossmeister an, und schwörst du im Namen des einzig wahren Gottes, die Bruderschaft des reinen Herzens im Sinne der Ordensregeln und zum Wohle des Herrn zu führen?«

Bruder Aurelian kniete sich vor den Grossmeister hin, legte eine Hand auf eine Bibel und die andere auf die Ordensregeln, die beide bereitgestellt worden waren, und erklärte:

»Ich nehme die Ernennung an und schwöre im Namen des einzig wahren Gottes, die Bruderschaft des reinen Herzens im Sinne der Ordensregeln und zum Wohle des Herrn zu führen.«

»So soll es geschehen, so soll es geschrieben sein, steh nun auf, Bruder Aurelian«, sagte der Grossmeister. Anschliessend verlief die Sitzung in aufgeräumter Stimmung, die jedoch durch den bevorstehenden Tod des Grossmeisters getrübt wurde. Neun Wochen später erreichte Berger die traurige Nachricht, dass ihr Grossmeister Charpantier in der vergangenen Nacht verstorben sei. Die Beerdigung war dem hohen Rang und der Bedeutung des Grossmeisters angemessen, aber auf Wunsch von Charpantier in einem bescheidenen Ausmass abgehalten worden. Nach drei Tagen der Trauer, so verlangten es die Ordensregeln, wurde gemäss den Satzungen Bruder Aurelian offiziell Grossmeister der Bruderschaft.

Als er die erste Sitzung leitete und mit der Traktandenliste begann, unterbrach ihn Bruder Aaron, einer der Zwölf.

»Grossmeister«, sagte er in einem leicht abschätzigen Ton, »seid ihr sicher, dass ihr dem Amt gewachsen und der Würdigste unter uns seid?«

Ein Raunen ging durch den Raum, und die anderen starrten Bruder Aaron mit Unverständnis an.

»In Tat und Wahrheit vertretet ihr doch eine Irrlehre und Ketzerei!« Dabei klang seine Stimme fast krächzend.

»Bruder Aaron, es war der Wille des Grossmeisters, möge der Herr seiner Seele gnädig sein, dass ich nun an seiner Stelle bin«, antwortete Bruder Aurelian in sanftem Ton.

»Ihr Heuchler! Christus ist in Wahrheit der Antichrist, er soll verflucht sein«, schrie Bruder Aaron und steigerte sich förmlich in einen Rausch, als ob ihm alle Sinne abhanden gekommen wären. Er brüllte alle an, und seine Augen leuchteten voller Hass und Abscheu. Er beschimpfte alle und rief wutentbrannt:

»Ihr sollt alle verflucht sein. Euer Herr ist ein Heuchler, ein Menschenfeind, und schlimmer als alle Teufel zusammen.« Er stand auf, und man sah, dass er schwitzte und einen hochroten Kopf hatte. Er schrie weiter wirres Zeug, bezeichnete alle der Häresie, wobei er seinen Kopf in zuckenden Bewegungen hin und her warf. Berger schaute Bruder Jacques in die Augen. Dieser nickte, und wegen der ganzen Aufregung nahm niemand davon Notiz.

Als ob er wahnsinnig geworden wäre, schritt Bruder Aaron in stolpernden Schritten und mit geifernder Stimme Richtung Grossmeister, dabei riss er sein Hemd auf, denn er schwitze immer mehr. Die meisten Grosskomture standen unter Schock und wussten nicht, wie dem Ganzen Einhalt geboten werden könnte. Bruder Aaron erreichte nun torkelnd den Grossmeister, und obwohl weisser Schaum von seinen Lippen tropfte und ihm das Reden sichtlich schwer fiel, bäumte er sich auf, zog blitzschnell ein Ritualmesser hervor und schrie ohrenbetäubend:

»Dich soll als erster die Strafe Luzifers treffen, du Ungläubiger.« Er holte mit dem Ritualmesser weit aus und wollte auf Bruder Aurelian einstechen, der zum eigenen Schutz verzweifelt die Hände vor den Kopf hielt. Aber Bruder Aaron konnte sein Werk nicht vollenden. Bevor er zustechen konnte, riss Berger von hinten seinen Arm zur Seite, und der geplante Messerstich verfehlte sein Ziel. Voller Wut drehte sich Bruder Aron zu Berger um und avisierte ein neues Ziel.

»Dann sollst du als erster sterben«, schrie er wie ein Besessener. Er stürzte sich mit aller Wucht auf Berger, aber dieser blieb ruhig stehen. Bruder Aaron holte wiederum mit dem Ritualmesser weit aus. Doch kurz bevor er die messerscharfe Klinge in Bergers Brust rammen konnte, erschienen aus den Augen Bergers grelle Lichtblitze, die Bruder Aaron augenblicklich bewusstlos zu Boden sinken liessen. Berger und Bruder Jacques beugten sich über ihn und sprachen dreimal den Satz:

»Weiche, Satan«, und alle im Raum bekreuzigten sich dreimal.

Als sie Bruder Aaron wegbrachten, sahen sie, da sein Hemd offen war, dass er auf der Brust eine grosse Tätowierung trug. Die Grosskomture erschrakten. Sie kannten das Zeichen. Es war das Leviathan-Kreuz. Bruder Aaron war Mitglied einer satanistischen Organisation. Er erholte sich nie mehr und wurde bis zu seinem Lebensende in einer geschlossenen psychiatrischen Anstalt gepflegt. Seine Seele fand niemals den Weg in die Welt zurück.

Berger hatte das alles kommen sehen, denn er hörte eine Stimme in seinem Kopf, die ihm im Voraus Anweisungen gab, und er befolgte diese. Es war die Stimme von *ihm* und es waren *seine* Blitze. Berger wusste, dass es eine weitere Prüfung war, denn er hatte, wie einst Abraham Gott vertraut hatte, *ihm* blind vertraut. Bruder Aurelian musste den vakanten Sitz von Bruder Aaron neu besetzen. Die Ordensregeln schrieben vor, dass dafür maximal drei Monate zur Verfügung standen. Der neue Grossmeister, Bruder Aurelian, ernannte kurz darauf Berger zum Grosskomtur, was niemanden im inneren Führungszirkel überraschte. Ebenso wenig wie die Ernennung zum Grossmeister, als drei Jahre später Bruder Aurelian verstarb.

»Oder wir unterschätzen seine wahren Fähigkeiten«, antwortete Berger, der nicht gerne satanische Kräfte ins Spiel bringen wollte.

»Vermutlich hast du Recht«, stimmte Bruder Jacques ihm zu, lenkte vorsichtig das Gespräch auf die kommende Ankündigung und sagte:

»Alle Medienunternehmen haben bestätigt, dass die Sendezeit für uns reserviert ist. Sie werden auch parallel dazu kurz nach deiner Bekanntgabe den von uns verfassten Presstext erhalten und ihn sofort online stellen. Die eigentliche Ansprache und die anschliessende Pressekonferenz finden hier im Schloss Chambord statt. Alles ist bestens vorbereitet und organisiert«, erklärte Bruder Jacques, der Stabschef des Ordens.

»Und der Papst?«, fragte Berger, obwohl ihm eigentlich egal war, wie sich der Heilige Vater entschieden hatte.

Bruder Jacques nahm seine Arbeitsmappe hervor, zog ein Papier hervor, welches das päpstliche Sigel zierte und erklärte:

»Der Papst hat der Ankündigung in schriftlicher Form zugestimmt.« Er legte Berger den Brief aufs Pult.

Berger schmunzelte, denn er wusste, dass der Papst das Schreiben nur sehr widerwillig unterzeichnet hatte. Der Papst kannte bis vor kurzem die Vereinbarung, die vor einigen Jahren mit einem seiner Vorgänger getroffen worden war, nicht. Es wäre natürlich eine riesige Blamage für den Vatikan gewesen, wenn Berger die damalige Vereinbarung veröffentlichen würde. So hatte der Papst praktisch keine andere Möglichkeit, als der Ankündigung zuzustimmen.

»Ich danke dir. Morgen wird ein grosser Tag werden. Lass mich noch am Text der Rede feilen«, erklärte Berger. Bruder Jacques hatte verstanden und verabschiedete sich von ihm.

»Ich werde dir morgen beistehen«, hörte Berger eine Stimme sagen. Er wusste, dass es *seine* Stimme war.

## Kapitel 13: Der Löwe von Alexandria

Südliches Mittelmeer, 11. Dezember 2027

Die Ferretti-Yacht machte wenig Fahrt und glitt langsam vorwärts Richtung Norden durchs Mittelmeer. Lavoisier, Sanders und Nabil saßen in gemütlichen Sesseln im Heckbereich auf der Terrasse, die Lavoisier schon kannte. Die Nacht war schon hereingebrochen. Ihr Gastgeber, der Löwe von Alexandria, trat zu ihnen, setzte sich und erhob sein Glas, um einen Trinkspruch auszusprechen.

»Auf die Wissenschaft«, sagte er.

»Auf die Wissenschaft«, wiederholten die drei.

»Warum hat Muhamad uns verraten?« fragte Nabil.

»War er es?«

»Er wusste, dass wir auf dem Weissen Berg waren.«

»Gut, er hat euch verraten«, erklärte Philippe, der nun auch Sanders und Nabil bat, ihn Philippe zu nennen, Löwe von Alexandria tönte zwar einschüchternd, aber das sei mehr für seine Feinde gedacht. Sie boten einander das Du an und die Atmosphäre schien augenblicklich persönlicher zu werden.

»Wusste ich es doch«, sagte Nabil.

»Sei mit deinem Urteil nicht zu voreilig«, entgegnete Philippe und nahm einen kleinen Schluck aus seinem Weissweinglas.

»Wie meinst du das?«

»Es stimmt, Muhamad hat euch verraten.«

»Sag ich doch«, fiel ihm Nabil ins Wort.

»Aber nicht so, wie du denkst.«

Lavoisier dachte nach und nickte. Auch Sanders schien den Hinweis von Philippe zu verstehen. Nabil sah sie verständnislos an.

»Bin ich wieder der einzige, der nicht versteht, worum es hier geht?«, fragte Nabil, wobei seiner Stimme kein Ärger, sondern eher Verwunderung zu entnehmen war.

»Muhamad hat euch an mich verraten«, erklärte Philippe. Philippe fasste kurz die Ereignisse zusammen. Er erklärte ihnen, dass Muhamads Cousin Ali, dessen Familie seit Menschengedenken in der Oase Siwa lebte, schon seit längerer Zeit seltsame Dinge auf dem Weissen Berg beobachtet hatte. Als Ali dann vorgestern Muhamad in eurem Hotel treffen wollte, erkannte er den Bruder des Polizeikommandanten, der ein wenig übereifrig verschiedene Hotelangestellte nach euch ausfragte. Er hatte einen schlechten Ruf, und die Einheimischen



mieden ihn, denn er galt als Mann ohne Prinzipien. Für Geld hätte er auch seine eigene Familie verraten. Ein Freund von Ali, der im Hotel arbeitete, hielt ihn auf dem Laufenden. Muhamad meldete mir dann jeweils den aktuellen Stand der Dinge, und so ankerte meine Yacht etwa 20 Kilometer östlich von Sollum, also ziemlich genau nördlich von der Oase Siwa. Ein Freund von mir, der sich auf einem abgelegenen Flugplatz zu Tode langweilte, fand es eine schöne Abwechslung, wichtige Personen vom Weissen Berg der Oase Siwa abzuholen. Vor allem fand er das Trinkgeld attraktiv. Als dann der Bruder des Polizeikommandanten kurz vor eurem Aufbruch auf den Weissen Berg ein paar Fotos von euch schoss, dauerte es nur zwei Minuten, bis der Hotelangestellte dies Ali und dieser es Muhamad meldete. Dass mich dann Muhamad umgehend anrief, versteht sich von selbst. Als dann mehrere Polizisten in eurem Hotel aufkreuzten, konnte ich mir den Rest zusammenreimen.«

»Dann habe ich Muhamad zu Unrecht im Verdacht gehabt«, sagte Nabil.

»In gewisser Weise schon. Er hat vermutlich euer Leben gerettet.«

Für eine Weile schwiegen alle. Sie nippten an ihren Gläsern und naschten von den bereitgestellten Snacks. Sie empfanden die Stille, die nur durch das Rauschen der Bugwelle ganz leicht gestört wurde, als äusserst angenehm und beruhigend.

»Das mit dem Hubschrauber war ja eine Massarbeit. Es erinnert mich an irgendeinen Agentenfilm, aber ich kann mich nicht mehr erinnern, wie er heisst«, meinte Nabil.

»Spy Game, mit Robert Redford und Brad Pitt. Die Schlusszene mit den Hubschraubern, als zwei Personen aus einem chinesischen Gefängnis befreit wurden«, meldete sich Lavoisier zu Wort, der über ein phänomenales Filmgedächtnis verfügte.

»Ja genau, als Brad Pitt am Anfang des Films seine Geliebte befreien wollte und dabei erwischt wurde«, ergänzte Nabil, während Lavoisier nur nickte.

»Ich bin froh, dass wir euch da rechtzeitig rausholen konnten. Der Bruder des Polizeikommandanten begründete die Aktion damit, dass ihr gesuchte Terroristen seiet. Dich, Marcel, wollten sie lebend«, erklärte Philippe, und er musste nicht weiter erklären, was damit gemeint war und was das für Nabil und Sanders bedeutet hätte.

»Wir danken dir nochmals für alles«, erklärte Lavoisier, und Nabil und Sanders nickten zustimmend.

»Nicht der Rede wert. Aber nun bin ich ein Teil von euch. Betrachtet mich als eine Art d'Artagnan und ihr seid die drei Musketiere, wie im Roman von Alexandre Dumas, und wenn ihr Recht habt, dann kämpfen wir nicht gegen Kardinäle sondern gegen Wesen einer anderen Art!«, sagte Philippe.

Als Lavoisier den Namen von Alexandre Dumas hörte, musste er augenblicklich an Emma und Cartier und ihren Ausflug auf die Insel Sainte-Marguerite denken. Er wurde etwas wehmütig, aber Sanders' Stimme holte ihn wieder zurück.

»Einer für alle, alle für einen.«

»Unus pro omnibus, omnes pro uno«, sagte Lavoisier mehr reflexartig und ergänzte, dass dies im 19. Jahrhundert auch der Wahlspruch der Schweizerischen Eidgenossenschaft war und sogar in Latein im Zenit des Kuppelgewölbes des Bundeshauses in Bern ober- und unterhalb des Schweizerkreuzes zu lesen sei.

Die vier modernen Musketiere standen auf und hielten ihre Gläser wie ein vierblättriges Kleeblatt aneinander und gemeinsam riefen sie:

»Un pour tous, tous pour un«, danach tranken sie ihre Gläser in einem Zug leer und warfen sie über Bord. Es herrschte Aufbruchsstimmung, und Philippe sagte zu ihnen:

»Als neues Mitglied habe ich euch ein Begrüssungsgeschenk mitgebracht. Lavoisier weiss bereits, dass ich früher Mitglied des GIGN war, also der Groupe d'intervention de la Gendarmerie nationale, einer Spezialeinheit, deren Haupteinsatzgebiet die Terrorismusbekämpfung ist. Ich habe nach wie vor sehr gute Verbindungen zu ihnen. Ein Freund informierte mich gestern, dass ein Mitarbeiter des Senders TF1 durchsickern liess, dass für morgen Abend 20:00 Uhr Pariser Zeit, eine anonyme Organisation 15 Minuten Sendezeit für eine Medienmitteilung reserviert habe. Die Organisation wird sich exakt eine Stunde vor Sendebeginn zu erkennen geben und die enorme Bedeutung ihrer Ankündigung preisgeben. Mein Freund analysierte diese Information und stellte fest, dass weltweit die wichtigsten Medienunternehmen von der gleichen Organisation Reservierungen angenommen haben. Es muss sie ein Vermögen gekostet haben. Und jetzt ratet mal, wer diese Gruppe ist?«

»Ich dachte, sie sei anonym?«, sagte Nabil mit einem Augenzwinkern.

»Die Bruderschaft des reinen Herzens«, raunte Lavoisier, während Nabil und Sanders zustimmten.

»Ganz genau!«, sagte Philippe.

»Dann wird der Grossmeister morgen Abend nicht nur bekanntgeben, was ihre Mission ist, sondern auch, wann aus ihrer Sicht Jesus Christus mit seiner Himmelschar zu uns kommen wird«, meinte Lavoisier.

»Davon gehe ich aus«, antwortete Philippe zustimmend.

»Ich muss telefonieren«, sagte Lavoisier.

»Du kannst mein Büro benutzen. Dort stehen übrigens für euch alle Satellitentelefone mit der neuesten Verschlüsselungstechnologie zur Verfügung.« Lavoisier stand auf und begab sich in Philippes Büro, das unter Deck lag. Nabil und Sanders begleiteten ihn, und sie vereinbarten, dass Nabil wiederum Hastings anrufen sollte, um ihm die entsprechenden Informationen durchzugeben. Lavoisier erinnerte ihn, dass er diesmal die Comiconummer 38 erwähnen sollte. Nabil nickte, und Lavoisier wusste, dass er sich auf ihn verlassen konnte. Er musste sich also um Hastings und die Leute im Vogelneest keine Sorgen machen. Sanders telefonierte mit seiner Gemahlin, die sich schon Sorgen um ihn gemacht hatte.

Lavoisier wählte die geheime Nummer von Cartier. Es dauerte eine Weile, bis er seine Stimme, die wie immer gut gelaunt klang, vernehmen konnte.

»Cartier hier.«

»Ich bin's, dein alter Studienkumpel«, erklärte Lavoisier, und Cartier wusste augenblicklich nicht nur, dass es Lavoisier, sondern auch absolut wichtig war.

»Einen Moment bitte, ich muss schnell das Büro wechseln. So, nun können wir ungestört reden. Wo warst du geblieben?«, fragte Cartier.

»Das ist eine lange Geschichte. Bist du im Labor?«

»Ja, bin ich. Ich habe dich gesucht, denn ich habe etwas entdeckt, das dir gefallen wird«, erklärte Cartier.

»Vielleicht später«, sagte Lavoisier.

»Aber was ich entdeckt habe, ist grossartig. Du erinnerst dich an das RNA-Projekt?«, fragte Cartier und tönte euphorisch.

»Ja ich erinnere mich«, sagte Lavoisier in einem höflichen Ton, denn er wollte seinen Freund nicht enttäuschen.

»Ich habe einen Durchbruch erzielt. Marcel, meine Entdeckung wird die Welt verändern«, sagte Cartier überschwänglich, und seine Begeisterung hatte etwas Ansteckendes. Zu diesem Zeitpunkt ahnte niemand, dass Cartiers Entdeckung mehr als nur die Welt verändern würde.

»Ich gratuliere dir zu deinem Durchbruch, aber ich muss zuerst mit dir reden, es ist sehr wichtig«, erklärte Lavoisier, und Cartier merkte am Tonfall, dass es äusserst wichtig sein musste.

»Hör zu, Jules«, begann Lavoisier.

Er erzählte ihm kurz zusammengefasst alles, was vorgefallen war, und dass für morgen Abend eine Ankündigung der Bruderschaft erfolgen würde, die womöglich panikartige Reaktionen in der Bevölkerung hervorrufen könnte. Cartier hörte zu, stellte die eine oder andere Frage, und Lavoisier spürte, dass seine ganze Euphorie verflogen war.

»Gut, ich danke dir für diese Information. Ich werde sicherstellen, dass Emmas Yacht vollgetankt und mit ausreichend Proviant gefüllt ist, so dass wir für ein paar Wochen versorgt sind. Nur für den Fall«, sagte Cartier.

»Ja, mach das. Liegt sie immer noch am selben Ort vor Anker?

»Ja, du bist immer willkommen, das weisst du.«

»Ich danke dir.«

»Nun erzähl mir von deinem Durchbruch.«

»Ich stelle dir ein Video in unsere geheime Cloud. Du kannst das Video herunterladen. Schau es zuerst an. Dann können wir uns morgen Nachmittag darüber unterhalten. Ich bin gespannt, ob du herausfindest, was mein Durchbruch ist.«

»Mache ich«, sagte Lavoisier und unterbrach die Verbindung.

»Typisch Jules. Immer noch der kleine Junge, der einem Rätsel aufgibt«, dachte er.

Anschliessend wählte er die Nummer von Charles. Er wusste, dass er nicht mehr im Kiosk sein würde, aber er war überzeugt, dass er das Smartphone bei sich trug.

»Hallo«, hörte er eine bekannte Stimme.

»Hallo, Charles, hier spricht Chalid« sagte er in arabischer Sprache. Charles erkannte Lavoisier sofort und begrüßte ihn herzlich.

»Wie geht es dir, mein Freund?«, fragte Charles.

»Es ging ziemlich abenteuerlich zu und her. Das mit Ibrahim tut mir leid. Wie geht es ihm und deiner Familie?«, fragte Lavoisier, der sich am Telefon lieber Chalid Ibn Chaldun nannte.

»Das ist schon in Ordnung. Er ist wieder ganz der Alte, und meiner Familie geht es bestens. Was kann ich für dich tun?«

»Eine ganze Menge.«

»Ich bin ganz Ohr«, sagte Charles.

Lavoisier erklärte ihm, dass am Abend des folgenden Tages die Bruderschaft des reinen Herzens weltweit etwas ankündigen würde, das die Menschen zu

tiefst beunruhigen dürfte. Er empfahl ihm und seiner Familie, sich vor der Sendung mit ausreichend Lebensmitteln und Getränken zu versorgen, und zwar nicht zu knapp. Auch würde es nicht schaden, wenn sie genügend Medikamente besorgen könnten, da nach der Sendung mit Hamsterkäufen zu rechnen sei. Schmerzmittel und, wenn möglich, Antibiotika, auch wenn die nur mit Rezept erhältlich seien. Dasselbe empfahl er für Benzin und sonstigen Treibstoff. Zudem bat er, diese Informationen auch Alice zu übermitteln. Als er den Namen Alice aussprach, wurde es ihm warm ums Herz.

»Ich bin unterwegs nach Frankreich und werde dich morgen gegen Mittag anrufen, wenn das für dich in Ordnung ist. Vielleicht ist dann Alice auch da?«, erklärte Lavoisier.

Charles war die Veränderung in Lavoisiers Stimme aufgefallen, als er den Namen Alice aussprach. Aber er liess sich nichts anmerken, freute sich aber darüber und erklärte:

»Alice wird da sein.«

»Ich danke dir, mein Freund«, sagte Lavoisier.

»Chalid, muss ich Angst haben?«, fragte Charles.

»Ich weiss es selber nicht, schau aber, dass du vorbereitet bist. Sollte es so schlimm werden, wie ich befürchte, solltest du rasch deine Familie in Sicherheit bringen.«

»Möge Allah uns alle beschützen und uns beistehen«, sagte Charles. Sie verabschiedeten sich, und Lavoisier beendete ihr Gespräch.

»Vielleicht wird das nicht ausreichen«, dachte Lavoisier.

## Kapitel 14: RNA

*Mittelmeer, Nacht vom 11. auf den 12. Dezember 2027*

Nachdem alle ihre Telefonate beendet hatten, kehrten sie wieder auf die Terrasse zurück.

»Was wird wohl morgen alles geschehen?«, sprach Nabil aus, was wohl alle dachten.

»Ich denke, nichts Gutes!«, sagte Lavoisier.

Sie sprachen noch über verschiedene Dinge, spekulierten und philosophierten über dies und das. Schliesslich entschieden sie sich, die Tafel aufzuheben, und jeder ging seines Weges, sofern dies auf einer grossen Yacht überhaupt möglich war.

»Philippe, dürfte ich einen Computer benutzen. Ein Freund hat eine Entdeckung gemacht und ist überzeugt davon, einen wissenschaftlichen Durchbruch erzielt zu haben. Er hat mir eine Videodatei in eine geheime Cloud hochgeladen, die ich nun gerne anschauen möchte. Er will wissen, was ich davon halte.«

»Kein Problem, komm mit, reicht auch ein Tablet? Ich habe immer ein paar für meine Gäste dabei«, sagte Philippe.

»Mehr brauche ich nicht«, antwortete Lavoisier.

»Die Kommunikation läuft über einen Satelliten und ist verschlüsselt.«

Philippe übergab ihm ein Tablet, und Lavoisier setzte sich im grossen Salon der Yacht an den Tisch. Draussen war es nun merklich kühler geworden. Er wählte sich in die geheime Cloud ein, fand die gewünschte Videodatei und lud sie auf das Tablet. Es dauerte eine ganze Weile, da die Datei sehr gross war. Als endlich die Bestätigungsnachricht erschien, dass alles erfolgreich heruntergeladen wurde, drückte Lavoisier auf dem Touchscreen den Startknopf, und das Video begann augenblicklich.

»Hallo, Marcel«, hörte er die Stimme seines Freundes Dr. Jules Cartier im Video.

»Ich werde dir nun meine Entdeckung im folgenden Video vorführen. Bitte verzeih die Qualität, wir arbeiten noch an ihrer Verbesserung. In wenigen Tagen werden wir ein 3D-Videohologramm der Aufnahme haben.

»Hallo, Jules«, antwortete er in Gedanken und fragte zugleich: »Was hast du Interessantes entdeckt?«



Nun begann der eigentliche Film. In der Tat war die Bildqualität sehr schlecht. Es erinnerte ihn an alte Fernsehübertragungen der Mondlandung, nur war der Ton wesentlich besser. Die Bildsequenzen waren zum Teil verschwommen und bruchstückhaft. Auch blieben einige Bildfetzen hängen und verzerrten die Darstellung. Die Farben waren ebenfalls blass und hatten zeitweise etwas Pastellfarbenes an sich. Zuerst glaubte Lavoisier, dass er sich einen nachträglich kolorierten Schwarzweissfilm ansah. Aber im Grossen und Ganzen konnte man dem Film folgen. Interessant war jedoch die Perspektive der Kamera. Man hatte den Eindruck, dass der Betrachter förmlich mit den Augen der Hauptperson sah. Auch hörte man deren Stimme, als ob man selber in ihr drin stecken würde. Sanders schlenderte durch den Salon, und Lavoisier fragte ihn, ob er die Entdeckung seines Freundes auch mit ansehen wolle.

»Gerne, wovon handelt der Film?«, fragte Sanders.

»Ich habe keine Ahnung.« Er blickte auf das Tablet und erklärte, dass er erst 31 Sekunden gesehen hatte.

»Die Handlung spielt irgendwo im Mittelalter. Die Filmsprache entspricht einer Mischung aus Latein und altem italienisch. Ich starte das Video nochmals.«

Es handelte sich um ein Ereignis, das in einer Kirche stattfand. Es war offensichtlich, dass die Hauptperson, durch deren Augen das Ganze zu sehen und zu hören war, im Mittelpunkt stand. Im Hintergrund sah man einen Mann, der die typische Kleidung eines Dominikanermönchs trug.

»Die Handlung findet in einer kreuzgratgewölbten Basilika statt, also gotischer Baustil«, hielt Sanders fest, der in Kunstgeschichte sehr bewandert war.

»Der Dominikaner erwähnt etwas von einem Bellarminbrief«, versuchte Sanders den lateinischen Text zu übersetzen.

»Bellarminbrief?« rief Lavoisier erstaunt und drückte augenblicklich die Pause-Taste auf dem Tablet.

»Mir sagt das nicht viel«, erklärte Sanders.

»Ich weiss, um welche Szene es sich handelt!«, rief Lavoisier euphorisch.

»Sollte ich das auch wissen?«, fragte Sanders.

»Das wissen die wenigsten. Der Film zeigt den Inquisitionsprozess gegen Galileo Galilei, der am 22. Juni 1633 in der Basilika Santa Maria sopra Minerva in Rom stattfand.«

Sanders wusste nicht, dass Lavoisier über Galilei so gut wie alles wusste, da er herausgefunden hatte, dass er mit ihm verwandt war. Lavoisier tippte in Google den Namen Basilika Santa Maria sopra Minerva ein und startete den Suchlauf. Er erhielt wenige Augenblicke später umfangreiche Informationen zur Basilika. Er interessierte sich aber hauptsächlich für Bilder des Gotteshauses.

»Da, schau!«, rief er begeistert zu Sanders. »Hier sehen wir das Kreuzgratgewölbe. Es ist identisch mit dem des Films.«

»Das bedeutet, dass der Hauptdarsteller, mit dessen Augen wir sozusagen den Film sehen, kein geringerer ist als Galileo Galilei, und der Dominikaner muss demzufolge der Inquisitor sein«, hielt Sanders fest. Lavoisier nickte und liess den Film weiterlaufen.

Der Inquisitor beschuldigte Galilei verschiedener Vergehen und angesichts der erdrückenden Beweislast des Bellarminbriefs konnte man sehen, dass Galilei seinen Fehlern abschwor und sie verfluchte. Dann konnte man für eine kurze Weile fast nichts mehr erkennen. Die Bilder waren komplett verschleiert, und dicke graue Streifen liefen über das Tablet. Der Ton war ebenfalls kaum erkennbar und ging in ein rauschendes Auf und Ab über. Plötzlich sah man aber wieder etwas, wenn auch in schlechter Bildqualität. Auch der Ton war wieder hörbar.

»Was sagen sie?«, fragte Lavoisier.

»Es ist die Urteilsverkündung«, sagte Sanders und hörte dem lateinischen Text konzentriert zu.

»Sie haben Galilei zu lebenslanger Kerkerhaft verurteilt!«, übersetzte Sanders und Lavoisier nickte, denn er kannte das Urteil des Prozesses.

Im Film konnte man sehen, wie Galilei in sich zusammensank und sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte. Er war schockiert, wenn ihm auch hätte bewusst sein sollen, dass er mit diesem Urteil der Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen entkommen war. Man sah aber auch diese Szene aus der Sicht Galileis. Bewaffnete Männer kamen auf ihn zu und führten ihn sofort ab.

»Jetzt kommt meine Lieblingsstelle«, erklärte Lavoisier, der kaum auf die nächste Szene warten konnte.

»Du meinst ‚Eppur si muove‘, *sie* bewegt sich doch?«, wobei mit *sie* die Erde gemeint war.

»Genau, komm schon, Galilei, sag es schon!« feuerte Lavoisier ihn förmlich an.

Aber es geschah nichts dergleichen. Stattdessen hörte man ein leises Flüstern, ja fast eher ein Stöhnen aus Galileis Mund und Sanders übersetzte:

»Verflucht sollt ihr alle sein!«

Dann war der Film fertig. Lavoisier war verwirrt, denn er war überzeugt, dass die Filmemacher Galilei das weltberühmte Zitat in den Mund legen würden. Aber stattdessen sagte Galilei nur: »Verflucht sollt ihr alle sein.«

»Ihr hättet in der Schule besser aufpassen sollen«, dachte Lavoisier.

Sie sahen sich den Film nochmals an.

»Anhand der Bildqualität schätze ich, dass er vor der Mitte des 20. Jahrhunderts, in den Anfängen des Farbfilms, gedreht wurde.«

Lavoisier nickte, merkte aber an, dass die Filme der damaligen Zeit eine ganz andere Perspektive der Kamera hatten. Sanders stimmte ihm zu.

»Und was hat nun dein Freund entdeckt? Dass Galilei nicht ‚Eppur si muove‘ sondern ‚Verflucht sollt ihr alle sein‘ gesagt hat?«, fragte Sanders.

»Das denke ich nicht«, antwortete Lavoisier. »Es ist in der Wissenschaft schon lange höchst umstritten, dass sich Galilei so geäußert haben soll. Die Lehrmeinung geht eher davon aus, dass er nichts dergleichen gesagt hat.«

»Was hat mein Freund entdeckt?«, fragte Lavoisier.

»Neues zur Inquisition vielleicht?«, fragte Sanders.

»Es muss etwas mit der zu Grunde liegenden Geschichte zu tun haben. Mein Freund weiss, dass ich, seit ich ein kleines Kind war, von Galilei fasziniert, ja geradezu besessen war. Ebenso weiss er, dass ich glaube, ein Nachfahre von Galilei zu sein. Zumindest deuten meine jahrelangen Nachforschungen darauf hin.«

»Aber irgendetwas Weltbewegendes muss damit verbunden sein«, sagte Sanders.

»Vielleicht hat es damit zu tun, wer den Film gedreht hat?«, fragte Lavoisier.

»Es gab im Film keinerlei Hinweise darauf«, hielt Sanders fest.

Lavoisier streckte sich und überlegte, was an dem Film so speziell sein könnte. Gut, er war vor fast hundert Jahren gedreht worden, und das war schon erwähnenswert, aber sonst? Er schloss die Augen, entspannte sich und liess seine Gedanken schweifen. Das tat er oft, wenn er nach einer Lösung suchte, die er nicht zu finden vermochte. Plötzlich erinnerte er sich an etwas. Er zuckte leicht und neigte sich wieder nach vorne. Sanders fragte ihn, ob alles in Ordnung sei.

»Ich hatte gerade etwas wie ein Déjà-vu«, erklärte Lavoisier und wirkte sehr nachdenklich.

»Im Zusammenhang mit dem Film?«

»Ja«, antwortete Lavoisier und positionierte den Film an einer bestimmten Stelle. »Schau dir das Standbild genau an!«, forderte er Sanders auf.

»Der Dominikanermönch?«

»Ja, ich habe diese Szene schon einmal gesehen. Ich kann mich an sie erinnern. Aber das ist unmöglich!«, erklärte Lavoisier.

»Und wo hast du den Dominikanermönch schon gesehen?«

»In diversen Träumen, schon als Kind. Ich erinnere mich genau an ihn. Aber wie ist das möglich?«, fragte Lavoisier, und seine Nackenhaare sträubten sich bei diesen Worten.

»Vielleicht hast du den Film als kleiner Junge gesehen. Du hattest vielleicht Angst vor dieser Szene, und so prägte sich dieses Bild in dein Unbewusstes ein und erschien später in deinen Träumen?«, versuchte Sanders eine halbwegs plausible Erklärung abzugeben, wobei seine Stimme auch schon überzeugter klang.

»Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Solche Filme gab es bei uns zu Hause nicht. Schon wegen der Sprache und der Bildqualität hätte mein Vater den Fernseher abgestellt.«

»Woran genau arbeitet dein Freund?«, fragte Sanders.

»Er ist Biochemiker und war sehr erfolgreich in der Grundlagenforschung der Epigenetik. Nun arbeitet er bei einer privaten Stiftung an einem RNA-Projekt.«

»Epigenetik, RNA«, murmelte Sanders, der durchaus wusste, was RNA und Epigenetik bedeuteten.

»Er erforscht Änderungen der Genfunktionen, die nicht auf Veränderungen des Erbguts basieren aber dennoch an ihre Tochterzellen weitergegeben werden«, erklärte Lavoisier.

»Dann geht es vielleicht nicht direkt um den Inhalt des Films, sondern um den Film an sich, oder die dahintersteckende Technologie?«, hielt Sanders fest.

Lavoisier wurde bleich im Gesicht, und seine Hände begannen zu zittern, auch wenn Aussenstehende es kaum bemerkt hätten. Er atmete tief durch und erklärte Sanders:

»Ich weiss, wer den Film gedreht hat«, sagte Lavoisier, und seine Gemütslage wechselte zwischen Euphorie und Ungläubigkeit.

Erstaunt schaute Sanders ihn an und wartete auf Lavoisiers weitere Ausführungen.

»Mein Freund hatte mir bei einem Ausflug auf die Insel Sainte-Marguerite erklärt, dass er genetische RNA-Speicher-Stämme untersuchte. Er erzählte mir damals seine Vision. Was wäre, wenn er verhaltensrelevante Erbinformationen aus RNA-Strängen nicht nur lokalisieren, sondern daraus eine binäre Struktur isolieren könnte, so dass eine Digitalisierung der Informationen möglich wäre? Und was wäre, wenn wir diese Informationen, also den digitalen Code, visualisieren und optisch darstellen könnten?«

»Wenn er das könnte, dann wäre er in der Lage, einen Film herzustellen, der zeigt, was Menschen in der Vergangenheit erlebt haben. Und dies alles aus wenigen RNA-Bausteinen irgendeines Nachkommen der damaligen Person«, sagte Sanders, der schnell begriff, worum es ging.

Beide schauten fast zeitgleich auf das Tablet. Sie begriffen, was sie da vor sich hatten, und der Gedanke daran liess sie erschauern. .

»Du hast diesen Film in gewisser Weise gedreht?«, sagte nun Sanders und es klang nach einer Feststellung.

»Wie es aussieht, in gewisser Weise schon.«

»Lass mich zusammenfassen: Dein Freund hat aus Zellproben von dir im Labor eine bestimmte RNA- Erbsequenz entnommen und daraus auf miraculöse Weise einen RNA-Film erzeugt, der ein Ereignis eines deiner Vorfahren, in diesem Fall keines geringeren als Galileo Galileis, zeigte. Und genau diesen Film haben wir nun angeschaut.«

»Bingo!« rief Lavoisier.

»Damit hätten wir den Beweis, dass du tatsächlich ein Nachkomme von Galilei bist.«

»Und dass Galilei nach dem Prozess noch einen Sohn oder eine Tochter gezeugt haben muss«, ergänzte Lavoisier.

»Und er ‚Eppur si muove‘ nie gesagt hat«, ergänzte Sanders und meinte: »Schade eigentlich, hätte noch gut zu ihm gepasst.«

Lavoisier und Sanders unterhielten sich noch eine Weile und diskutierten über all die Möglichkeiten, die Cartiers Entdeckung ergeben würde. Und die Erkenntnisse beunruhigten sie mehr, als dass sie sie erfreuten. Sie gingen sehr spät zu Bett, und erst, als am anderen Tag die Sonne schon hoch am Himmel zu sehen war, standen sie auf und begaben sich aufs Oberdeck, wo Nabil und Philippe sie schon erwarteten. Sie hatten Hunger und verpflegten sich an einem einladenden Buffet mit frischen Brötchen, etwas Käse, Konfitüre und frisch gepresstem Orangensaft. Lavoisier erzählte ihnen von der

unglaublichen Entdeckung seines Freundes, und alle überlegten sich, welches enorme Potential daraus erschlossen werden könnte.

Erst später würden sie erkennen, welche bedeutsame Entdeckung im Kampf gegen eine mögliche Invasion von Wesen einer anderen Art in dieser RNA-Technologie steckte.